Eine Dame von Stande.

Roman aus der Neuzeit

von

Wilhelm Koch.

Erster Theil.

Dresden,

Robert Schaefer.

1854.

I.

Das schwarze Zimmer.

„Ich werde Berlin verlassen," sagte die Gräfin Nina Rosen, und ließ sich nachläßig auf den Divan nieder, um ein wenig auszuruhen; aber traurige Gedanken verscheuchten den Schlummer aus ihren Augen und erweckten in ihr tausendfache Entschlüsse. Sie sprang bewegt auf; in raschen Schritten im Zimmer auf- und abgehend, entschlüpften ihr mehrere einzelne, hastig aufeinander ausgestoßene Worte, aus denen der ruhige Beobachter die Unruhe erkannt haben würde, welche das Herz der Gräfin gefangen hielt. In einer Art von Verzweiflung, der sie sich hingegeben hatte,

beklagte sie den Augenblick, wo sie das Licht der Welt erblickt und verwünschte das Geschick, welches sie in die Gewalt eines Mannes gegeben, den sie weder achten, noch lieben konnte. Bald aber stand sie nachdenkend still, ergriff die Glocke und schellte; es war dies das Zeichen für die Bedienung. Laura, die Kammerzofe, welche das volle Vertrauen der Gräfin besaß, trat herein.

„Sie riefen mich, meine Gnädige," sagte die Eintretende mit einer sanften und schmeichelnden Stimme, welche wirklich Vertrauen erwecken mußte.

„Ja, Laura. Ich werde Berlin auf immer verlassen und zwar mit Tagesanbruch. Bringe meine Sachen in Ordnung. Ich stelle es Dir anheim, ob Du mich begleiten willst oder nicht," versetzte die Gräfin mit scheinbar gleichgiltiger Stimme.

Laura zögerte mit der Antwort. Diese Worte hatten sie in der That zu unerwartet getroffen. Sie war verlegen, und man würde ihre Verlegenheit an der vorübereilenden Gluth ihrer Wangen bemerkt haben, hätte nicht die Dämmerung des

Abends, welche sich über das Zimmer zu verbreiten angefangen hatte, sie vor dieser Entwaffnung geschützt.

Es war eine schwierige Aufgabe für Laura, augenblicklich darüber zu entscheiden und eine glückliche Wahl zu treffen. Die Beantwortung derselben begründete oder vernichtete vielleicht in dieser oder jener Art ihre Existenz. Laura liebte. Der Gegenstand ihrer Liebe war in ihrer Nähe — sie konnte ihn sehen und sprechen — in diesen beiden Begriffen liegt das Glück zweier Seelen. Sollte sie ihn verlassen und ihn vielleicht auf immer verlieren? oder konnte sie einen guten Dienst bei einer Herrin aufgeben, bei welcher sie wie eine Freundin behandelt wurde? Solche und ähnliche Fragen bestürmten plötzlich das Gemüth des sich selbst überlassenen Geschöpfes.

Die Gräfin, welche das Stillschweigen bisher nicht durch eine neue Frage unterbrochen hatte, ließ ihr Zeit, eine bestimmte Antwort zu geben; als diese jedoch länger, als erforderlich, ausblieb, sagte sie hastig: „Du schweigst? Das will so viel

heißen, als: ich habe keine Lust. Du willst mich also allein reisen lassen? Willst Du das wirklich?"

„Meine Gnädige," entgegnete Laura schüchtern, aber fast schluchzend, „waren stets so gut und liebreich gegen mich, daß ich gar nicht anders handeln kann, als mit Ihnen zu reisen. Ja, ich will Sie begleiten, wohin Sie auch gehen mögen; ich will Sie nicht verlassen. Verzeihen Sie, daß ich so lange mit meiner Antwort zögerte."

„Laura," sagte die Gräfin in einem sehr ruhigen aber ernsten Tone, „Du verbirgst mir Etwas, ich habe Dich nie so unentschlossen gefunden."

„Nun ja, meine Gnädige," erwiderte Laura, „ich kann doch einmal vor Ihnen kein Geheimniß haben, so will ich Ihnen denn auch sagen, daß ich liebe und geliebt werde. Wenn ich nun Berlin auf immer verlasse, denke ich, mein Robert wird mich vergessen, eine Andere kennen lernen, und ich — ich werde ihn auf ewig verlieren!"

„Laura, höre mich an," versetzte die Gräfin nach einer kurzen Pause, während welcher Laura die heißen Thränen, die ihr die Wangen hinabrollten, unter einem Taschentuche zu verbergen sich

bemühte, „ist die Liebe, welche Robert zu Dir hegt, eine aufrichtige, eine wirkliche, so wird sie es auch bleiben, Du seist hier oder da. Die Trennung vernichtet die wahre Liebe nicht, sie befestigt sie vielmehr und ist als der Probirstein derselben anzusehen. Verläßt er Dich und gedenkt er Deiner nicht mehr, wenn Du eine geraume Zeit fern bist, glaube mir, so war es besser, daß das Band aufgelöst wurde, welches zwei Herzen so leicht zu einem unglücklichen Leben verknüpft. Uebrigens halte ich Dich keineswegs. Da es für Dich schwer sein muß, mir unter solchen Umständen zu folgen, überlasse ich Dir zu jeder Zeit und zu jeder Stunde freien Austritt aus meinen Diensten. Dies kann Dir genügen. Theile diese meine Ansichten Deinem Geliebten mit und höre, was er darüber spricht; danach richte Deine Handlungsweise ein. Jetzt gehe und ordne meine Reiseangelegenheit."

Laura war im Begriff sich zu entfernen, doch ein schnell ihr nachgerufenes „Bleibe!" hielt sie zurück.

„Benachrichtige den Grafen, meinen Gemahl, begann die Gräfin, „daß ich ihn sogleich zu spre-

chen wünsche; ich werde ihn in diesem Zimmer empfangen und ihm ein Lebewohl sagen."

„Zu befehlen, meine Gnädige," sagte Laura, „aber," wiederholte sie zitternd, „in diesem Zimmer! — Der Herr Graf betreten so ungern dieses für ihn unheimliche Gemach."

„In diesem Zimmer!" versetzte die Gräfin ernst und deutete Laura mit einer kurzen Handbewegung an, dem Befehle sofort nachzukommen.

Die Gräfin, welche sich zwar stets gegen Laura sehr herablassend und gütig zeigte, duldete keinen Widerspruch. Laura, die Bestimmtheit ihrer Gebieterin kennend, entfernte sich demnach, ohne auch nur noch ein Wort unnütz zu verlieren.

Als Laura das Gemach verlassen, nahm die Gräfin ihren Platz auf dem Divan wieder ein und überließ sich abermals traurigen Gedanken.

Das Zimmer, in welchem sich die Gräfin eben befand, wurde das „schwarze Zimmer" genannt. Die gesammte Dienerschaft, außer Laura, welcher der Besuch desselben schon zur Gewohnheit geworden war und die darum nichts Unheimliches finden konnte, betrat nicht ohne eine gewisse Art

von Furcht dieses schwarze Gemach, welches der Lieblingsaufenthalt der Gräfin zu sein schien und allerdings auch seit vielen Jahren gewesen war. Und in der That rief es in demjenigen, welcher es zum erstenmale betrat, ein eigenthümlich beängstigendes Gefühl hervor. Die Wände waren ringsum mit schwarzem Tuch behangen, das von ganz schmalen Goldleisten oben und unten festgehalten wurde. Die oberen Goldleisten hielten gleichzeitig das schwarze Tuch für die Decke, welche eine zeltartige Form zeigte. Den Mittelpunkt bildete eine kleine goldene Rosette, unter der sich die bogenförmigen Falten vereinigten, welche das Tuch von den vier Wandecken aus schlug. Ein Divan und etwa vier bis fünf Stühle, schwarz tapeziert, machten fast das ganze Meublement des Gemaches aus. Zwei Fenster, gothisch geformt, warfen durch die stets nur halb geöffneten Jalousieen einen matten Schein des Tageslichts herein. Zwischen diesen beiden Fenstern befand sich an der Stelle, wo man gewöhnlich einen Spiegel aufzuhängen pflegt, ein kleiner Tisch von Ebenhauf, auf welchem ein silbernes Kreuz stand, neben diesem lag auf-

geschlagen eine in schwarzen Sammt gebundene Bibel. Ueber dem Divan erblickte man ein alterthümliches Gemälde, in spanischer Tracht, aus dessen ernsten Zügen der Kenner bei näherer Betrachtung eine Aehnlichkeit mit der Gräfin gefunden haben würde. Der Fußboden war mit einem schwarzwollenen Teppiche belegt. Den Fenstern gegenüber befand sich ein Kamin, in welchem stets bei Abende eine Spiritusflamme flackerte, die das Zimmer oberflächlich erhellte. Eine Bekleidung für die Fenste suchen wir vergebens; ebenso einen Ofen. Das Zimmer wurde durch Luft, wie die übrigen Gemächer des Hauses, erwärmt; dagegen sehen wir bem Eintritte in das Zimmer ein schwarzes Stück Tuch an der inneren Thürbekleidung angeheftet, welches ein starker Luftzug, der durch das Zimmer wehte, in einer immerwährend schwankenden Bewegung erhielt. Die Bekleidung der Decke und der Wände schien zwar von keiner kunstgerechten Hand angeordnet zu sein, nichtsdestoweniger ließ sich ein gewisser feiner Geschmack in der Legung und Anordnung der Falten, wie in der Eigenthümlichkeit des zusammenhängenden ein-

fachen Ganzen nicht in Abrede stellen. Die Sauberkeit und Ordnung, welche in diesem Gemache herrschten, gingen bis in das Unglaubliche, und es würde Niemand bei vollkommener Tageshelle auch nur ein kleines Stäubchen entdeckt haben.

Dieses ist ungefähr die schlichte Beschreibung des Gemaches, welches das schwarze Zimmer der Gräfin genannt wurde und das der Graf und die Dienerschaft mit einem wahren Widerwillen betraten.

Es giebt Dinge in der Welt, welche uns Furcht und Schrecken einflößen, ohne daß wir nur die mindeste Ursache zur Begründung unserer Furcht anzugeben im Stande sind.

So war es auch hier.

Die Dunkelheit, welche in diesem seltsamen Gemache herrschte — dazu der eigene Geschmack der Geräthschaften — das stundenlange Alleinsein der Gräfin in demselben — waren die einzig und alleinigen Ursachen, welche die Furcht in dem abergläubischen Herzen erweckte. Die Dienerschaft, deren Verstandeskräfte sich von dieser Furcht nicht frei zu machen vermochten, erdichtete in ihrer Be-

schränktheit schreckliche Geschichten, deren sich die Gräfin daselbst unterziehe; und so erbte sich dies von Jahr zu Jahr in dem lächerlichsten Aberglauben, welcher keine ernstliche Widerlegung fand, fort. Laura, die nur für die Person der Gräfin bestimmt war, wurde als die Mitwisserin der verschiedenartigsten Dinge bezeichnet, weshalb man sich von der Gegenwart derselben, — obwohl Laura gut zu leiden war — unangenehm berührt fühlte und darum ihren Umgang lieber zu meiden suchte.

Der Graf, welchem das Vorurtheil seiner an der Wand hängenden Ahnen, deren Anordnung gemäß er von einem Geistlichen erzogen worden war, eine freiere Einsicht in das Unerklärliche versagte, sich mit den Naturgesetzen und deren Anwendung auch nie, aus Mangel an Interesse, bekannt gemacht, und eine solche dunkle Sache bis auf den Grund zu verfolgen, weder Muth noch Kraft genug hatte, glaubte in dem geheimen Treiben seiner Gemahlin ein Bündniß mit einem überirdischen Wesen zu erblicken und ließ sie daher nach Belieben schalten und walten,

weil er sich ihr überhaupt in jeder Beziehung entgegenzutreten scheute. Dann und wann auftauchende Gerüchte seiner Diener hörte er mit einer sichtlichen Besorgniß an, und es peinigte ihn der Gedanke an diese Erzählungen oft in der Nacht im Traume, jedoch wagte er nicht davon zu sprechen, auf die Gefahr hin: darüber ausgelacht zu werden; still verbarg er daher in der Brust diese schreckliche Qual.

Aber, wenn er aufgefordert wurde die Gräfin zu besuchen und die Empfangnahme seiner Person in dem schwarzen Zimmer angekündigt wurde, dann brach sich die ihn quälende Beängstigung in rohen Ausdrücken tobend Luft. Zitternd folgte er der ernsten und dringenden Einladung seiner Frau, ohne jemals gewagt zu haben dieselbe dreist abzuschlagen. Im Augenblicke fühlte er sich Mann, faßte ein Herz und ging; aber wie verschieden war der Pulsschlag des Herzens, wenn er das unheimliche Zimmer verließ, von demjenigen, wenn er es zu betreten sich enschlossen hatte! —

Laura, welche den Widerwillen des Grafen kannte, fürchtete sich jedesmal die Einladung zu

überbringen; denn wie oft hatte sie nicht dafür große Schmähungen zu dulden gehabt.

Es wird uns demnach die ängstliche Wiederholung des Befehles: „in diesem Zimmer" bei Laura erklärlich geworden sein.

Ungeachtet der Schmähungen von Seiten des Grafen, welche der Kammerzofe der Gräfin wieder bevorstanden, beeilte sich Laura dem Befehle ihrer Herrin alsbald nachzukommen. Sie betrat furchtlos das Zimmer des Grafen und überbrachte ihm in den freundlichsten Worten den Wunsch ihrer Herrin: im schwarzen Zimmer zu erscheinen.

Der Graf befand sich in einem geschmackvollen, nach der neuesten Mode eingerichteten Cabinette. Er pflegte um vier Uhr Mittag zu speisen und nach beendigter Mahlzeit sich niederzulegen, um des Tages Länge gebräuchlicherweise zu verkürzen. Wir sehen ihn eben aufgestanden von seinem Lager, eine Cigarre rauchend, im Zimmer auf- und ab-, bald da- bald dorthin springend, als gälte es mit Kunst und Geschicklichkeit etwas zu fangen. Und in der That, wir

täuschen uns auch nicht. Der Graf, ein leidenschaftlicher Jäger, ist beschäftigt: Fliegen zu fangen.

Der Monat März, in welchem unsere Erzählung beginnt, hatte nur noch wenige Exemplare dieser Stubenbewohner aufzuweisen. Im warmen Zimmer, den Winterschlaf vergessend, flogen sie unbekümmert um den in ihrer Nähe weilenden Gegner, welcher erbarmungslos und rachedürstig sie zur ewigen Ruhe des Friedens sandte, ihrem Instincte gemäß, von einem Ort zum andern, und ermüdeten bewußtlos den armen Grafen, welcher nach vollbrachtem Schlummer seinen ungelenkigen Körper tapfer in Bewegung zu erhalten wußte, um des Preises theilhaftig zu werden, den er sich für die Erreichung seines Zieles selbst gestellt hatte.

Sechs dieser Opfer hatte er sich auserlesen. Vier Stück lagen bereits mit verstümmelten Gliedmaßen ganz zerquetscht danieder. Die letzten Beiden waren von hartnäckiger Natur und erbosten den Jäger dermaßen, daß er wild mit dem Fuße aufstampfte.

Die Abneigung, welche er gegen diese un-

schuldigen Thierchen hatte und die er mit dem Namen: „nutzlose Flatterer in dem Naturreiche" bezeichnete, erhöhte seine Wuth und veranlaßte ihn, sich in fluchenden Worten hörbar zu machen.

In eben demselben Augenblicke war es, als Laura ihrem Befehle gemäß das Zimmer des fliegenhaschenden Grafen betrat.

Kaum daß das freundliche Mädchen in ihrer natürlichen Bescheidenheit geendet hatte, — als sie auch der Graf schon in den härtesten Redensarten, — die weniger als eine geistliche Erziehung bei einem gräflichen Zöglinge verriethen, — anschrie: „Zum Teufel auch in's schwarze Zimmer! Fort mit dir, du Balg, oder ich werfe dich zur Thüre hinaus." Aehnliche Redensarten, die wir hier nicht wiedergeben wollen, folgten schnell nacheinander.

„Ich komme im Namen der Gräfin," sagte das in aller Ruhe stehen gebliebene Mädchen, und verließ unter einer freundlichen Bewegung, als ob ihr liebreiche Worte gespendet worden wären, das Gemach, um die Sachen der Gräfin

zur Abreise in Ordnung zu bringen und ihrem Robert ein Lebewohl zu sagen.

Der Graf, von der kalten Ruhe des Mädchens betroffen, schwieg einen Augenblick, dann murmelte er einige unverständliche Worte vor sich hin und schickte sich an, seinen Anzug zu wählen, um dem Befehle zu gehorchen.

Der feige Mann verbirgt in der Regel hinter groben Ausdrücken die Kleinheit seines wahren Charakters und weiß diese Feigheit so lange als ein Abschreckungsmittel zu gebrauchen, bis er auf einen unerschrockenen Gegner stößt. Das bloße Stillschweigen entwaffnet in der Regel schon solche tapfere Seelen, welche genöthigt werden, sich still zurückzuziehen. Diese Heldenart ist nie zu fürchten. Den Grafen wollen wir zu dieser Menschenklasse zählen.

Die Ruhe der Kammerzofe, deren Benehmen wir lobend erwähnen müssen, hatte ihn gleichfalls zur Ruhe gebracht. Er dachte nur noch daran, zu gehorchen, wenngleich sein Gefühl schauderte, und das sonst schwache Gedächtniß alle Gräuelthaten hervorzauberte, die man ihm von

dem schwarzen Zimmer der Gräfin nach und nach erzählt hatte. Die Furcht war es, welche ihn von dem Besuche des Zimmers abschreckte, — und eine ähnliche Furcht hielt ihn ab, dem Willen der Gräfin entgegenzutreten. Er verließ demnach langsam und unruhig seine Gemächer und trat bei seiner Gemahlin ein. —

„Willkommen Graf," sagte die Gräfin und affectirte eine harmlose Heiterkeit, die sich in einem sonderbaren Contraste zu dem Gemüthszustande befand, dem sie sich schon längst hingegeben hatte. „Setzen Sie Sich — ich habe Sie rufen lassen — und zwar wieder einmal in dieses unheimliche Zimmer, das Sie stets ungern betreten haben. Ich ließ Sie rufen," wiederholte die Gräfin, „um Ihnen einige Erörterungen zu machen, die Ihnen nicht unwillkommen sein dürften und die unsere gegenwärtige Lage hoffentlich auch erleichtern werden.

„Ich bin begierig, sprechen Sie," murmelte der Graf, der unter fortwährenden Verbeugungen seine Unruhe nicht verbergen konnte; denn seine Ahnungen bestätigten nur allzusehr, daß etwas wider ihn im Werke sei.

„Graf," sagte die Gräfin in einem sanften Tone, — „eine Zeit von vielen, ich will nicht sagen, unglücklichen, aber für unseren Stand doch mißlichen Jahren, hat uns einsehen lernen, daß wir für einander nicht geboren sind. Es ist traurig, daß uns das Geschick zusammengekettet und noch weit trauriger, daß wir uns, trotz einer beinahe fünfzehnjährigen Ehe, fremd geblieben sind und uns fremd bleiben werden. Warum diese Entfremdung eingetreten, wissen wir; es wäre eine Wiederholung der verschiedenen, uns allein bekannten Gründe, überflüssig. Ich will Ihnen daher kurz eröffnen, daß ich Sie, ja, daß ich Berlin auf immer verlassen werde, weil ein weiteres Weilen an diesem mir widerwärtigen Orte meine Kräfte völlig aufreiben würde. Ich werde reisen, um mich zunächst zu zerstreuen und vielleicht ein Asyl in einem bescheidenen Orte zu finden, wo ich zurückgezogen und verborgen mir selbst und meinem unglücklichen Kinde leben werde."

Die Gräfin, welche bewegt gesprochen, athmete tief auf und es schien als ob sie eine große Last von ihrem Herzen genommen hätte.

„Sie wollen mich — Sie wollen Berlin verlassen" — stotterte der Graf.

„Ich werde!" antwortete die Gräfin mit einer Kälte und einem Ernste, welcher die Entschiedenheit ihres festen Vorsatzes kund gab und jede Widerlegung von Seiten des erschrockenen Gemahls vernichtete; „und ich will nur noch mit Ihnen über die pecuniären Mittel, welche Sie mir zur Verfügung stellen müssen, Rücksprache nehmen und mich hoffentlich mit Ihnen auch darüber einigen!"

„Sprechen Sie weiter," sagte der Graf.

Die Gräfin nahm das Wort sogleich wieder auf. „Ich verlange für die Unterhaltung meiner Person ein jährliches Einkommen von zweitausend Thaler; — bedenken Sie, daß ich ein Recht auf eine höhere Forderung habe; jedoch ich bedarf keiner größeren Summe. Außerdem werden Sie für meinen jüngsten Sohn, den ich mit mir nehmen werde, diejenigen Kosten tragen, welche mir durch ärztliche Behandlung erwachsen könnten, deren er bis zu seiner Wiederherstellung bedarf. Die Erziehung der beiden ältesten Söhne,

welche eine längere Zeit noch dem Cadettencorps angehören werden, lege ich Ihnen für jetzt ganz allein an's Herz. Sie werden während meiner Abwesenheit auch meine Stelle vertreten, sorgen Sie daher für die sittliche Ueberwachung derselben zur Zeit der Ferien. Sie übernehmen eine doppelte Pflicht — und ich mache Sie darauf aufmerksam. Die Erziehung derselben ist eine Gewissenssache für Sie, Graf, und ich verlange von Ihnen darüber einst streng Rechenschaft," sagte die Gräfin, wobei sie einen Finger der rechten Hand drohend erhoben, in einem schneidenden Tone, der ein unwillkürliches Schaudern bei dem Grafen hervorrief. Sie heftete ihre Augen fest auf den Grafen, welcher den stieren Blick nicht zu ertragen vermochte; er senkte die Augen nieder und schwieg; aber in seinem Innern wünschte er den Augenblick heran, wo der böse Geist seiner Frau ihn auf immer und ewig verlassen haben würde. Er hatte nicht die Kraft ihr ernsthaft entgegenzutreten und nicht die Fähigkeit sie zu widerlegen. Die Furcht hatte ihn zum Sclaven gemacht — und die Zeit an die Tyrannei seiner

Frau gewöhnt. Während der Graf in seinem Schweigen verharrte, stand die Gräfin auf, trat an den einzigen, im Zimmer befindlichen, kleinen schwarzen Tisch heran, öffnete denselben und nahm aus einem kastanienbraunen mit Silber eingefaßten Kästchen ein Papier heraus. Dieses Papier enthielt außer manchen andern, auch die Bedingungen, welche sie dem Grafen in pekuniärer Hinsicht so eben mündlich mitgetheilt hatte. Mit einer Feder in der Hand nahte sie sich dem Grafen und deutete ihm an seinen Namen unter die auf dem Papiere bemerkten Bedingungen zu setzen, indem sie ihm anzeigte, daß er bereits von dem Inhalte in Kenntniß gesetzt sei.

Der Graf, welcher Miene machte den Inhalt trotz der eben erwähnten Aeußerung durchzulesen, wurde durch ein gebieterisches: „Schreiben Sie," daran verhindert; er schrieb und gab, ohne durchgelesen zu haben, was er unterschrieben, seiner Frau das ihm dargereichte Schriftstück zurück. Ruhig faltete die Gräfin dasselbe zusammen und verbarg es an demselben Orte, welchem sie es entnommen hatte.

„Durch die Unterzeichnung der Ihnen gemachten Vorschläge hat unsere Unterhaltung das Ende erreicht," sagte die zurückgekehrte Gräfin, „ich danke Ihnen," setzte sie leise hinzu, und reichte dem Grafen die Hand zum Kusse, als ob er seine Dankbarkeit durch die Erfüllung der ihm dargebotenen Gunst zu bezeugen habe. Der Graf küßte, nachdem er sich von seinem Sitze erhoben, ehrerbietigst die Hand seiner Gemahlin und empfahl sich unter herzlosen Förmlichkeiten, welche die Gräfin in angemessener Art erwiederte.

Dies war der Abschied und ein Abschied auf immer. Das Band einer fünfzehnjährigen Ehe war zwar längst als ein solches aufgelöst, bestand aber wenigstens noch dem Namen nach; da von einer gerichtlichen Trennung bisher nie die Rede gewesen war und auch aus mancherlei Gründen nicht gut sein konnte.

Der Graf ging in seine Gemächer zurück und eine halbe Stunde nach dem Gespräche im schwarzen Zimmer finden wir ihn in einer Gesellschaft gleichgesinnter Freunde, die bei einem Glase guten Rheinwein sich zum Spiele hinge-

setzt hatten und ihrer Fröhlichkeit freien Lauf ließen.

Der Graf war heiterer, denn je; er schien den Verlust, den er nunmehr erlitten, nicht sehr zu empfinden. Eine Reihe von Jahren hatte ihn daran gewöhnt von einer Frau getrennt zu leben, mit deren Charakter er sich nicht vereinbaren und den er auch nie begreifen konnte.

In den zahllosen Freuden, welche die große Welt dem Besitzer eines wahrhaft gräflichen Vermögens darbietet, fand er bald hinlängliche Entschädigung für die Zurückgezogenheit seiner Gemahlin; eine Schaar sogenannter Freunde, von denen er täglich umschwärmt war, verkürzten ihm durch mancherlei Belustigungen die Zeit und halfen ihm die Zinsen seines Capitals auf eine feine Art und Weise verprassen; eine Liaison, welche er mit einer anmuthigen und noch sehr jugendlichen Sängerin an der Oper zu Berlin angeknüpft hatte, verdrängte seine Gemahlin, zu der er nur noch scheu hinauf zu blicken wagte, immer mehr und mehr aus seinem Gedächtnisse — und so war es kein Wunder, wenn er, durch die

Meldung der Kammerzofe zur Gräfin beschieden, endlich einmal aus dem Taumel, in den er sich gestürzt hatte, erwachte, sich in rohen Ausdrücken erging und sich plötzlich wieder einmal erinnerte, daß er verheirathet sei. —

„Nun denn,“ sagte die Gräfin, die wir in dem schwarzen Zimmer verlassen haben und zu der wir wieder zurückkehren, nachdem wir einen Augenblick dem Grafen gefolgt sind, — „so wäre auch diese Angelegenheit beseitigt. Die Abneigung, welche mein Gemahl gegen mich hat, wird ihn meine Abwesenheit bald verschmerzen lassen; ich habe ihn mir durch ein kaltes Benehmen fern gehalten, ja zurückgeschreckt und somit das erreicht, was ich zu erlangen nöthig hatte, um meine Pläne durchzuführen.“

Das Antlitz der Gräfin strahlte vor Freude und aus ihren Augen quoll eine Thräne. Bewältigt von den Gefühlen, welche sie in der Brust verbarg, sank sie erschöpft auf den Divan zurück, und bald hatte der Schlummer ihre Augenlider geschlossen und versuchte durch seine wohlthuende Ruhe das kranke Herz zu heilen und die

müden Glieder zu erfrischen. Die Gedanken aber hielten die Seele wach und führten sie ein in die Regionen des Traumes, welcher ihr die Bilder der Vergangenheit lebhaft vorführte. Ein leiser aber schwerer Seufzer oder eine kurze aber rasche Bewegung des Körpers, verbunden mit einem schaurigen Frösteln, von Zeit zu Zeit, zeigen uns nur allzusehr an, daß die Gräfin die Unruhe ihrer Seele sogar im Schlummer nicht verscheuchen kann.

II.

Die Abreise.

Bei dem denkenden Menschen stellen sich häufig seltsame Wünsche ein, in deren möglichen Verwirklichung er ein neues Leben erblicken würde; wie oft zerfallen aber diese Wünsche, nach näherer Betrachtung, in das Nichts zurück, aus welchem sie hervorgingen, und die Wirklichkeit macht ihm begreiflich, daß er, wenn auch schön, doch nur geträumt habe. Die Hoffnung, welche den flüchtigen Gedanken seiner Seele einen Augenblick, trotz den vielfachen und schwierigen Gegengründen, wach erhält, spiegelt die Bilder seiner Phantasie in den herrlichsten Farben ab und treibt sie

höher und höher, — und die Erinnerung ist es zuletzt allein, welche ihn einigermaßen bei Nichterfüllung seiner Wünsche entschädigen muß; dennoch ist die Hoffnung troß aller Enttäuschung schön, und was bliebe dem Menschen noch übrig, wenn ihm auch diese genommen werden könnte?

Eine solche Hoffnung umgiebt die Gräfin Rosen, als der Tag ihrer Abreise angebrochen war. Sie hatte die letzte Nacht an ihrem Lieblingsplatze zugebracht, ohne in ihr Schlafgemach gegangen zu sein. Ihre Aufregung vergönnte ihr nur wenige Stunden zu ruhen — dennoch hatte sie genug geschlafen; sie fühlte sich kräftig, begann daher bald sich anzukleiden und in einem Reiseetui mehrere kleinere Gegenstände, die sich in dem schwarzen Zimmer befanden und die ihr werth zu sein schienen, zu verwahren. Das silberne Kreuz und die Bibel war das Erste, was sie sorgfältig einhüllte; dann folgte vieles Andere, was die vornehme Welt zur Reise nöthig zu haben glaubt, oder doch, was sie nicht gern entbehren will.

Während die Gräfin vor Ermattung des

Abends vorher eingeschlafen war, ordnete Laura unter lautem Schluchzen und unaufhörlichen Thränen, die Reiseangelegenheit so schnell als möglich, um mit ihrem geliebten Robert noch einige Stunden plaudern zu können. Ein Briefchen, welches der Postillon d'Amour, der Hauswäscherin neunjährige Tochter, an Robert diesmal zur außergewöhnlichen Zeit zu besorgen hatte, enthielt die Bitte sofort am bewußten Orte zu erscheinen und eine wichtige Mittheilung zu vernehmen.

Aber wer kann sich das Leid der armen liebenden Seele denken, als sie erfuhr, daß Robert mit seiner Herrschaft plötzlich auf mehrere Tage verreist sei, ohne daß er ihr auch nur ein einziges Wort hinterlassen hatte, das sie beruhigen konnte! —

Die wahre Liebe, welche in der unschuldigsten Handlung, die sie sich augenblicklich nicht zu entziffern vermag, einen Verdacht zur Untreue, wohl gar auch eine böswillige Absicht findet, bezeichnete auch hier dieselbe als eine solche. Laura vermochte keinen Grund zu einer Entschuldigung

zu finden; denn, so meinte sie: in zwei Worten hätte er mir doch anzeigen können, daß er verreise; dazu hätte es gewiß bei gutem Willen Zeit gegeben.

Einen neuen Strom von Thränen vergoß sie, und es war das erste Mal, wo sie sich in ihrer Liebe unglücklich fühlte. Bald jedoch beruhigte sie sich wieder, da sie seine Liebe darin zu erproben für gut befand, wenn sie, ohne die geringste Nachricht zu hinterlassen, ebenfalls eine Reise mit ihrer Herrin, wozu die Gelegenheit sich gerade darbot, plötzlich antrete. Sie konnte jedoch nicht umhin auf ein Stückchen Papier das Wort: Treuloser, zu schreiben. Dies sollte die Antwort für seine unangemeldete Abreise sein — und darin wollte sie zu gleicher Zeit erkennen, ob Robert eine wahre Liebe für sie hege. So hatte sie selbst das Mittel gefunden, welches ihr auch in der That die nöthige Linderung verschaffte; befriedigt schlich sie zu Bette und versank in einen todtenähnlichen Schlaf, aus dem sie erst durch vieles Pochen am frühen Morgen in's Leben wieder zurückgerufen werden mußte.

Es galt nun keine Zeit mehr zu verlieren, und hurtig holte sie daher Alles nach, was sie der unglückliche Abend hatte versäumen lassen.

Als Laura in das Schlafgemach der Gräfin trat, war dieselbe nicht darin zu finden; sie begab sich daher nach dem schwarzen Zimmer. Die Gräfin, die sich diesmal gegen alle sonstige Gewohnheit, ohne Hilfe der Kammerzofe, die sie den letzten Tag nicht hatte stören wollen, angekleidet, war eben im Begriff die Hände zur Verwahrung ihrer Sachen geschäftig zu rühren.

„O meine Gnädige, verzeihen Sie; mich überwältigte der Schlaf," sagte die Eingetretene mit bittender Stimme; „darum vergaß ich meine Pflichten."

„Thut nichts," versetzte die Gräfin heiter, „ich habe auf diesem Divan einige Stunden schlafend zugebracht und bin völlig ausgeruht."

Laura legte nun hastig Hand an das von der Gräfin bereits begonnene Geschäft und erzählte in Eile ihrer Herrin die traurige Angelegenheit mit ihrem Geliebten und machte sie mit dem bekannt, was sie beschlossen hatte. Die Gräfin

zollte ihr stillschweigend Beifall. — Kurze Zeit nachher, als die Sachen zur Reise in Ordnung gebracht waren, erhielt Laura den Befehl, den Wagen vorfahren zu lassen. Schnell wurde nun noch von dem herbeigerufenen Dienstpersonal das Zimmer seines schwarzen Gewandes beraubt, welches die Gräfin noch in ihrer Gegenwart in eine Kiste sorgfältig zu legen und ihr dieselben nachzusenden befahl, sobald sie festen Fuß in irgend einem der schlesischen Städtchen gefaßt haben würde, wohin sie schon längst den Willen gehabt, sich zu begeben.

Das schwarze Zimmer hatte nun wieder das freundliche Aussehen der übrigen Gemächer des gräflichen Palastes. Die unter dem Tuche befindlichen Tapeten waren von seltener Schönheit und durch das Gewand, welches sie verborgen, nur geschützt worden. Die Hülle des Zimmers auf den Befehl der Herrin von den Dienern selbst in die Kiste niedergelegt, blieb in derselben verschlossen liegen.

Die Furcht hätte somit ein Ende haben können; aber die abergläubische Dienerschaar be-

trat noch lange nachher, als die Gräfin Berlin verlassen, und die bedenkliche Kiste nachgesendet worden war, noch nicht oder wenigstens äußerst ungern, das seltsame und verlassene Gemach.

Es war der zwölfte März des Jahres 1850, ungefähr sechs Uhr Morgens, als der Reisewagen der Gräfin Rosen in Bereitschaft vor der Thüre stand. Der beginnende Tag verdrängte die neblige Dämmerung, in welche Berlin wie in eine Gewitterwolke eingehüllt war. Die Straßen waren noch naß von dem Thau, den der dichte Nebel als ein Zeichen seiner Anwesenheit zurückläßt. Kein Windzug regte sich; die Luft schien frisch und rein zu sein. Die Märzsonne, welche noch wenig erquickende Strahlen dem Reisenden sendet, schaute nur dann und wann einmal nach ihrem Aufgehen mit mattem Glanze aus den Wolken hervor, hinter denen sie verborgen gehalten wurde. Der Tag versprach schön zu werden und die Reise angenehm zu machen.

Es verging keine halbe Stunde, so öffnete sich die Thüre; die Gräfin bestieg mit einem Knaben, den sie an der Hand hielt, und ihrer Kammerzofe Laura, den Wagen. Die Dienerschaar, welche der Gräfin beim Einsteigen den schuldigen Dienst und Gehorsam erwiesen, erhielt aus der Hand der Gräfin noch eine ansehnliche Gratification und — nachdem die Gräfin sich mit ihren Reisegefährten bequem niedergelassen, gab sie das Zeichen zur Abfahrt. Der Wagen rollte von dannen und bald hörte man nur in der Ferne noch ein dumpfes Getöse, welches sich auch bald darauf verlor.

III.

Frühere Verhältnisse.

Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war ein kriegerischer für Europa; es begann das neue Jahrhundert ebenso blutig, wie das alte geendet hatte. Das revolutionaire Frankreich, des vergossenen Blutes im Innern des Landes satt und der Unruhen durch die Gewalt der Bajonette Herr, schleuderte die Brandfackel des Krieges nach Außen in fast alle Länder, und der Eroberer von Italien wurde ein Kaiser der Franzosen. Sein Machtgebot stampfte wie durch Zauber siegreiche Armeen aus der Erde und der des Sieges kundige und gewohnte Feldherr zog

ein in die Hauptstädte der Regenten, welche auf ihren schwankenden Thronen zitterten, entriß ihnen ihre Länder, schuf und vernichtete Königreiche. Mehr oder weniger zwang er den Deutschen, unter dem Titel eines Protector des Rheinbundes, sich mit ihm zu verbinden, um den Deutschen zu unterdrücken oder gar zu vernichten. War es ein Wunder, wenn der Allmächtige und Uebermüthige unter solchen Umständen den riesenhaften Gedanken faßte, die Welt zu bezwingen und Alles unter einem Scepter zu vereinigen!? — Von nun an maßte sich Napoleon an, jegliche Zwistigkeiten, welche unter den zum Theil schon gedemüthigten souveränen Häuptern vorkamen beizulegen, wozu ihm nicht selten Gelegenheit gegeben wurde.

Das von der Trias: Karl dem Vierten, Marie Luise und dem Friedensfürsten Godoy beherrschte Spanien, welches seit der Kaiserherrschaft den Charakter eines Vasallenthums angenommen und demselben getreu seiner Pflicht nachgekommen war, sollte trotzdem seiner bourbonischen Herrschaft beraubt werden, und es bewies sich leider nur allzuschnell, daß es in dem

Plane des mächtigen und despotischen Kaisers lag, die Bourbonen vollständig zu verjagen.

Der Ausführung dieses Planes, mit dem der Kaiser noch nicht im Klaren war und zu dem er auch keinen Anlaß von Spanien aus finden konnte, da dasselbe unter der Maske eines Freundes die Bundesgenossenschaft mit dem gefährlichen Frankreich heuchelte — demnach keine Gelegenheit zum Streit, nach dem Napoleon haschte, bot — kam eine Empörung des Infanten gegen die bestehende Regierung prächtig zu Statten.

Von beiden Theilen angerufen, den Protector zu spielen, lockte er die gemeinsamen Glieder im Jahre 1808, unter dem Vorwande einer Vermittelung in die Falle zu Bayonne und zwang sie unter Anwendung der verwerflichsten Mittel zur Entsagung der Krone, welche nach einem abgeschlossenen Vertrage mit all ihren Rechten an das Haus Bonaparte abgetreten wurde.

Um diese Wendung der Dinge nach seinem Wunsche herbeizuführen, bedurfte Napoleon, wie immer, so auch hier seiner Creaturen, die sich in Spanien, unter den vornehmsten Familien sogar,

auffinden ließen; was durchaus nicht unwahrscheinlich klingen darf, da der Friedensfürst Godoy zuletzt selbst im Interesse Napoleons und in seinem eigenen gehandelt, nachdem er zur Erkenntniß gekommen, daß es mit seiner Herrschaft in Spanien zu Ende gegangen sei.

Einer der damaligen spanischen Granden, Don Miguel . . ., ein persönlicher Freund des Infanten, mit welchem er gleich diesem den selbstsüchtigen und ehrgeizigen Godoy haßte, ward bald für die Pläne Napoleons gewonnen, was zu dieser Zeit, wo die Unzufriedenheit des Volkes und die Zwistigkeit am spanischen Hofe so überhand genommen hatte, bei dem wankelmüthigen Charakter nicht schwer zu erreichen sein konnte; — und zumal da Napoleons Ueberlegenheit und Glück Alles an sich zu reißen drohte, hielt es der Gewinnsüchtige nur mit ihm, dessen Bündniß und Gunst unermeßliche Vortheile versprach, während das Festhalten an dem bourbonischen Hause die eigene Existenz, ja die Persönlichkeit selbst gefährdete.

Don Miguel . . . ., dessen wahren Namen

wir verschweigen, war aus altem und berühmtem Adel und befand sich in einem sehr guten Vermögenszustande. Zur Würde eines spanischen Granden unter Karl dem Vierten gelangt, verfolgte er das Interesse seiner Regierung mit der ihm eigenen Leidenschaft und bald galt er als eine große unentbehrliche Stütze des Staates.

Als aber ein Jahr vor der gewaltsamen Entthronung der spanischen Königsfamilie das Volk unter dem verhaßten Godoy zitterte und mit dessen Politik Grund hatte unzufrieden zu sein, trat Don Miguel . . . . auf die Seite des Infanten, der die Absicht hatte, den Günstling seiner ihm übelgesinnten Mutter zu stürzen, von dem er glaubte in Uebereinstimmung mit Letzterer um die Regierung gebracht zu werden. Dies gegen die Königin und den Friedensfürsten Godoy eigentlich nur gerichtete Complot des Infanten wurde indessen entdeckt und Ferdinand, der Hauptschuldige, war schlau genug, um Verzeihung zu bitten und seine durch Versprechuug aller Art angeworbenen Mitwisser Preis zu geben, die leider hart genug für die Thorheit büßen

mußten, ihr Geschick an das Gelingen dieser gewagten Intrigue geknüpft zu haben. Ehe aber eine besonders eingerichtete Gerichtsjunta ihr Urtheil über die vom Prinzen von Asturien verlassenen Mitschuldigen fällen konnte, war der Mitschuldige Don Miguel .... entflohen und hatte sich, obgleich Frankreich feindlich gesinnt, unter den Schutz der Franzosen begeben, wo er auch den nachgesuchten Schutz bei dem Murat'schen Heere fand, welches unter dem Vorwande, die Occupationsarmee in Portugal zu verstärken, gegen Madrid dirigirt wurde, um in der That nur die napoleonische Intrigue zu unterstützen.

Murat verbarg und beschützte den Flüchtling so gut wie er konnte. Wichtige Entdeckungen, die der Don Miguel .... ihm in Bezug auf das Leben und Treiben am spanischen Hofe gleichsam aus Erkenntlichkeit für seinen Dienst machte, berichtete Murat mit allen den Einzelheiten an Napoleon und bald lenkte derselbe seine Aufmerksamkeit auf die neu gewonnene Creatur, die inzwischen ein intimer Freund des tüchtigen Reitergenerals geworden war.

Seitdem nun der portugisischen Nation die dictatorische Erklärung verkündet worden war: das Haus Braganza hat durch seine Flucht der Krone entsagt und zu regieren aufgehört, lebte Don Miguel .... bei Murat so lange bis Joseph, der Bruder Napoleons, bisheriger König von Neapel, den Thron von Spanien in Besitz genommen. Jetzt verließ Don Miguel ...., auf Anrathen seines Beschützers, den Schlupfwinkel, in dem er sich verborgen gehalten, und begab sich an den Hof des neu gemachten Königs von Spanien.

Während der Regierung Josephs bekleidete Don Miguel .... wiederum die hohe Stellung als einer von den vierundzwanzig neuen Granden im Senate und wußte sich das Vertrauen seines neuen Königs in eben demselben Maße zu erwerben, wie er das des alten Königs erlangt und — getäuscht hatte.

Don Miguel .... war seit zehn Jahren Wittwer. Das Glück hatte ihm eine liebens-

würdige Gemahlin zu Theil werden lassen, die er aber nach einer dreijährigen und kinderlosen Ehe durch eine heftige Nervenkrankheit, welche ihre Kräfte schnell auflöste, verlor. Der Schmerz über diesen theuren Verlust hatte ihn so gebeugt, daß er zusehends alterte; jedoch die Zeit heilte diese wie alle Wunden, welche dem Menschen auf seinem Lebenswege geschlagen werden. Und so erstarkten auch nach und nach wieder die Glieder und ermuthigten das Herz.

In der Ueberladung politischer Geschäfte, in welche er sich im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts versetzt sah, verstrichen ihm die Jahre pfeilgeschwind und ließen ihn seinen schmerzlichen Verlust leichter ertragen.

Es mochten ungefähr acht Jahre vergangen sein, als er den Gedanken faßte, sich wieder zu verehelichen, wurde aber, — als er in der Person einer liebenswürdigen Italienerin, die sich bei einem seiner vertrautesten Freunde aufhielt, eine Lebensgefährtin zu erblicken geglaubt hatte, in die spanische Infanten-Verschwörung verstrickt und mußte bei dem schlimmen Ausgange derselben

Madrid auf unbestimmte Zeit verlassen, um sein Leben so schnell wie möglich in Sicherheit zü bringen. Trotzdem gab er den Plan zu einer Verbindung mit der italienischen Schönheit nicht auf, wenn er auch durch seine Flucht sich seiner Güter beraubt wußte und ihm für den Augenblick die ganze Hoffnung auf Erreichung seines Zieles abgeschnitten war.

Don Miguel .... wurde zum Verräther an seinem Vaterlande und an der spanischen Königsfamilie. Unter der Regierung Josephs erhielt er seine Güter zurück und nahm wieder seine Stellung im Staate ein. Jetzt galt es schnell seinen Wunsch in Erfüllung zu bringen, wozu ihm die aufopfernde Liebe der Italienerin hilfreiche Hand leistete.

Der priesterliche Segen machte das Band zu einem unauflöslichen und das Glück fing an ihm wieder entgegenzulächeln; denn schon im nächsten Jahr gebar die Italienerin ihm eine Tochter, die den Namen Nina erhielt. Der Wunsch seines Herzens war erfüllt, er träumte sich auf dem Gipfel seines Glückes — aber es war nur

ein Traum, denn die Wirklichkeit ließ nur allzubald des Glückes Kehrseite über ihn kommen.

Politische Wirren erhielten in Spanien unter der Regierung Josephs das gährende Element aufrecht. Die Nation glaubte ein Recht zu haben, die wider Willen ihr aufgedrängte Herrschaft zu stürzen.

Don Miguel ...., dessen Nationalgefühl erwacht war und der gegen die französische Oberherrschaft eine persönliche Antipathie im Stillen längst gehegt hatte, durch die bereits erwähnten Verhältnisse aber gezwungen war die Hilfe der Franzosen in Anspruch zu nehmen, wurde durch Briefe, welche von dem verbannten Infanten nach Madrid gelangten, unwillkürlich Mitwisser eines gegen den König Joseph gerichteten Complots.

Don Miguel .... hatte nicht den Muth an seinem Vaterlande einen neuen Verrath zu begehen und so wollte er durch stillschweigende Uebergehung dieses Geheimnisses die Schuld einigermaßen büßen, welche er vor wenigen Jahren auf sich geladen hatte. Trotz aller Vorsicht, die von den Mitwissern des Geheimnisses angewendet

worden, kam Joseph durch die berüchtigte geheime französische Polizei auf die Spur dieses Complotes und erstaunte nicht wenig Don Miguel ...., der sein ganzes Vertrauen besaß, als Betheiligten dabei zu finden.

Joseph war klug genug, die Mitwisser theils unter einer anderen Form gefangen nehmen zu lassen, theils auch durch List unschädlich zu machen.

Im Auftrage Josephs wurde Don Miguel ...., der an keine verrätherische Handlung denken konnte, mit einer Botschaft an den Kaiser Napoleon gesendet, welcher Don Miguel .... durch die in den Händen habenden Beweismittel überführen, festnehmen und ohne Zugeständniß der ihm zur Last gelegten Thatsachen in das Gefängniß werfen ließ. Dies geschah so geheim, daß man in Madrid von dieser ungerechten Handlung auch nicht eine Silbe erfuhr; weil daselbst bekannt wurde, daß Don Miguel ... im Auftrage seiner Regierung nach Paris gereist sei und in deren Geschäftsangelegenheiten zurückgehalten werde.

Es war ihm, seit dem Jahre 1810 verheirathet, wie schon erwähnt ist, ein Jahr

darauf eine Tochter geboren worden, und kurz nach dieser Begebenheit wurde er ein unschuldiger Mitwisser des Complotes, welches für ihn einen so unglücklichen Ausgang hatte.

Vergebens setzte er seinem König Joseph in wiederholten Gnadengesuchen den Zusammenhang dieser fatalen Angelegenheit, deren Opfer er geworden, auseinander — er blieb unerhört und schmachtete, ohne auch nur ein Wort von seiner Gemahlin zu erfahren, im Gefängnisse.

Die Regierung Josephs war schon gestürzt, Napoleon wankte nur noch auf seinem Throne nach der Rückkehr von dem unglücklichen russischen Feldzuge — und noch immer vertrauerte Don Miguel .... bei magerer Kost und schlechter Behandlung, einem gemeinen Verbrecher gleich, unter Gram und Sorgen und Thränen sein unglückliches Leben. Schwach und siech geworden durch die Länge der Schmach, die man ihm angethan, fühlte er sein Ende nahe und bat inständigst den hartherzigen Gefängnißwärter um Herbeischaffung eines Geistlichen, welchem er, bevor er scheide, sein Geheimniß anvertrauen und seine

Unschuld versichern wollte. Umsonst aber war alles Bitten, denn dem Wärter war der Befehl zugegangen, nie ein Wort mit dem Staatsgefangenen zu sprechen und keiner Bitte und Klage Gehör zu geben, was jener treu seiner Pflicht ausführte.

Die junge Gemahlin Don Miguels .... hatte, wiewohl sichtlich beunruhigt, daß sie ihren Gemahl auf unbestimmte Zeit entbehren sollte von dem traurigen Schicksale, dem derselbe entgegen ging, natürlich nicht die entfernteste Ahnung. Sie fügte sich in das Unvermeidliche und glaubte in diesem Auftrage einen Beweis des königlichen Vertrauens zu finden. Bei der Abreise von Madrid bat sie ihn die Regierungsangelegenheit recht schnell zu beseitigen, um desto eher wieder zurückkehren zu können, insbesondere, da die Geburt des Kindes sie noch leidend zurückließ.

Thränen der Trennung machten den Abschied erschweren und erst nach unzähligen Umarmungen

war das glückliche Paar von einander geschieden. Wer konnte glauben, daß diese Thränen einem Todten zugleich galten, der nimmer von seinem Abschiede zurückkehrt und wer in diesen Umarmungen finden, daß sie die Letzten des liebenden Gatten seien?

Die Zukunft, welche in ihrem furchtbaren Dunkel das Schicksal der Menschen verbirgt, vernichtet wenigstens nicht die Hoffnung, welche den Menschen im trostlosen Zustande erquickend umgiebt als der einzige noch übrig gebliebene Rettungsanker, an den er sich nur schwach anklammern darf und so ahnt er zum großen Glück sehr oft nicht das traurige Ende, welches seiner harrt, dessen zeitige Erfüllung die kaum gefaßte Hoffnung zertrümmern, die Existenz zerstören und den Nerv seines Lebens tödten würde.

Unter steten Hoffnungen und Selbsttröstungen, die fortwährend von heißen Thränen begleitet wurden, erwartete die unglückliche, in der Fülle ihres Reichthumes zurückgelassene Frau die Rückkehr ihres geliebten Mannes. Wochen und Monate vergingen, aber kein traurig verlebter Tag

führte ihr den Ersehnten zurück. Eine Menge Briefe waren nach Paris unter seiner angeblichen Adresse gesendet — keiner aber einer Antwort gewürdigt worden, was natürlich seinen Grund in der amtlichen Wegnahme der Briefe hatte, die sammt und sonders dem Kaiser vorgelegt wurden.

Die seltsamsten Gedanken durchkreuzten ihr Gemüth und schon hielt sie die Abberufung für eine von der spanisch-französischen Regierung ihm gestellte Falle, zumal da die Zweideutigkeit des ihm gewordenen Auftrages von mehreren seiner Freunde, die ihr jetzt die nöthige Hilfe zur Aufklärung dieser unbegreiflichen Handlung anboten, durch die Länge der Dauer seines stillschweigenden Bleibens beargwöhnt und ein trauriges Geschick fast prophezeit wurde, als sie zu einer Audienz bei dem König Joseph beschieden wurde, welche allen bedenklichen Zweifeln ein Ende machte.

Hier erfuhr sie denn, daß ihr Gemahl den Kaiser Napoleon auf seinen Reisen stets begleitet, was eine gegenseitige Correspondenz bei den überhäuften Staatsgeschäften unmöglich gemacht habe.

Don Miguel .... habe daher dem Kaiser den Wunsch eröffnet seine Gemahlin wiederzusehen, was den Kaiser bestimmt, einen Bericht darüber an den König von Spanien ergehen zu lassen, damit die unverzügliche Abreise der Gemahlin Don Miguels .... ausgeführt würde. Dieserhalb sei sie auch bei ihrem sofortigen Eintreffen in einer zu erbittenden Audienz verpflichtet, dem Kaiser für seine Gnade ihren Dank ehrfurchtsvoll abzustatten.

Wie unwahrscheinlich diese Eröffnung dem Unparteischen sogar geschienen haben würde, so verfehlte sie hier nicht die berechnete Wirkung auf das Gemüth der trostlosen Frau und erfreute dieselbe sichtlich. Selbigen Tages beschloß sie daher ihre Anstalten zu treffen, um dem erhaltenen Befehle zu Folge ihrem Gemahle wieder zur Seite zu stehen und im Stillen gelobte sie sich, niemals wieder von ihm getrennt zu leben.

Der nächste Tag sah die durch die königliche Auskunft erheiterte Frau mit ihrem Kinde und der nöthigsten Begleitung auf dem Wege nach Paris.

König Joseph hatte durch geschickte Spione in Erfahrung gebracht, daß die Freunde Don Miguels ...., die angebliche Geschäftsreise für nichts weiter als eine Maske haltend — durch allerhand Nachforschungen sich bemühten, den wahren Aufenthalt zu erfahren und ihn bereits bei der Frau desselben verdächtigten; wiewohl er überzeugt war, daß ihre Mühewaltung eine vergebliche stets bleiben mußte, hielt er es doch für besser, die uns bereits angedeutete Intrigue anzuwenden, um durch den Schein der Abreise, welche er bekannt machen ließ, die Gemüther zu beruhigen, jegliche Mißdeutung anderer Absichten von sich abzuweisen und jegliche Spur für die gesammte Familie abzuschneiden. Mit einer unbekannt bleibenden Festnehmung der Frau des Don Miguel ...., war sein Leben gewissermaßen gesichert und schien ihm bei einer so rachsüchtigen Nation, wie die spanische ist, im Fall einer Entdeckung seiner Handlungsweise, weniger gefährdet zu sein.

Josephs Plan, vom Kaiser eingeleitet und von dessen weiterer Ausführung er in Kenntniß

gesetzt wurde, war daher: die Frau Don Miguels .... gefangen zu setzen und streng bewachen zu lassen, ihr aber, außer der Freiheit und der Wiedervereinigung mit ihrem Gemahle, Alles das zu gewähren, was sie nur irgend zu verlangen ein Recht und Anspruch hatte.

In Paris angekommen, bat die Gemahlin Don Miguels .... nach der ihr gegebenen Vorschrift um eine Audienz, aber statt vorgelassen zu werden, wurde der hoffnungsvollen Seele in einer der Vorstädte von Paris eine Wohnung angewiesen, welche sie ohne Erlaubniß nicht verlassen durfte. Jegliche Verbindung mit der Außenwelt ward von Stund an abgebrochen — eben so wurde ihr die Bedienung, welche sie bis nach Paris begleitet, ohne Weiteres entzogen und mit einer anderen vertauscht.

Jetzt ahnte die Gefangene, aber zu spät, das Schicksal ihres Mannes und beweinte den Mann, welcher einer ränkesüchtigen Partei oder einem politischen Verbrechen zum Opfer geworden war. Was half dem gebrochenen Herzen die Pflege und die Bequemlichkeit, welche man ihr

und ihrem Kinde zu Theil werden ließ; wie vermochten diese Alltäglichkeitsdinge den Verlust ihres geliebten Mannes zu ersetzen. Das Auge hatte am Abende keine Thräne mehr zur Linderung seines Schmerzes, und das sonst so heitere Gesicht glich bald einem bleichen und verwelkten Ausdrucke, welchen der Tod vor seinem Erscheinen als ein Zeichen der Erlösung zu senden pflegt.

Den erstarrten Blick auf den Säugling geheftet, hielt sie denselben stundenlang an der Brust, preßte ihn fest an dieselbe und nur selten noch drückte ein Seufzer die Last aus, die sie zu tragen auserlesen war. Wie oft hatte sie die Güte des Schöpfers angerufen, sie aus diesem Jammerleben zu erlösen, wie oft wandte sie ihre trockenen Augen bittend nach dem Himmel, um ihn durch stille Duldung und Ergebung um Rettung anzuflehen — keinen Laut vermochte das vernichtete Gemüth zu stammeln. — Sie hatte keine Worte und längst keine Thräne mehr.

So verbrachte die Gefangene gleiche Tage mit denen ihres Mannes, den sie für todt hielt und dem im Gefängnisse noch der Genuß nahr-

hafter Speisen und die dem Vornehmen unentbehrlich gewordene Bequemlichkeit entzogen war, welche Gunstbezeugungen diese neben dem Verluste ihres Mannes und ihrer Freiheit verabscheute.

So gingen Beide, während unter solchen Umständen die Kräfte schwanden, ihrem unvermeidlichen Untergange entgegen.

Die Vorbereitungen zur Völkerschlacht bei Leipzig wurden getroffen. Napoleon, der Löwe des Tages, raffte die letzten Kräfte, welche ihm sein ausgedehntes Reich bot, mit aller Macht zusammen.

Ein schwüler Sommerabend des Jahres 1813 führte den unruhigen Wanderer, der mürrisch und schon entmuthigt mit jedem neuen Tage, seinen Untergang ahnend, demselben in der That entgegenging — in diejenige Vorstadt von Paris, in welchem Don Miguels .... Gattin die Gefangenschaft schmachvoll erduldete.

Ein warmer aber heftiger Regen, der sich

unerwartet entlud, nöthigte den Beherrscher des großen Reiches, der dem Kugelregen bisher in sämmtlichen Schlachten getrotzt hatte — in einem Hause, vor welchem ein Wachtposten stand, Schutz zu suchen.

„Wer wohnt hier?" fragte Napoleon, nachdem er sich dem Posten gezeigt und in das Haus eingetreten war, einen alten Mann, der seinem Aussehen nach, der Haushalter zu sein schien.

„Sire," sagte der Alte, ein ehemaliger tapferer Soldat, und beugte sich tief, „ich bin der Gefangenwärter einer vornehmen Dame, deren Name mir nie genannt wurde."

„Führe mich hin zu ihr," rief Napoleon.

Der Alte bat den Kaiser voranzugehen.

„Geh', Alter, geh' voran," sprach der Kaiser, und gebückten Hauptes schickte sich der Alte an, die dunklen Stufen einer Treppe zu besteigen. Der Kaiser folgte ungeduldig dem langsamen Alten nach. —

Die Gemahlin Don Miguels ...., seit 1811 in dem Gefängnisse, hatte zwar durch ihren Gram sehr gelitten, war aber immer noch schön

zu nennen. Sie war in dem Augenblicke, als der Kaiser der Franzosen ihr aus Neugierde einen Besuch machte, mit ihrer Tochter eingeschlafen.

„Sie schläft," sagte der Kaiser zu sich selbst und betrachtete mit einem festen Blick die leidende Mutter mit ihrem Kinde.

Auf einmal athmete die Frau auf, hob den ganzen Oberkörper in die Höhe und mit einem wilden Schrei: „Mein Mann, ach Gott, mein Mann," sank sie betäubt wieder auf die Kissen zurück, auf welchen sie so viele bittere Stunden langsam verbracht hatte.

„Madame," sagte der Kaiser und rührte die Gemahlin Don Miguels .... sanft an, „Sie sind unruhig."

Die unglückliche Frau wachte auf, und mit einem starren Blick den Mann, welcher vor ihr stand, ansehend, schrie sie mit geringer Unterbrechung:

„Hilfe — — mein Mann — Gott — die Mörder — — sieh', sie tödten Dich — zu Hilfe! — — Ach — Ach —" und wieder fielen die müden

Augen zu und der Schlummer vergönnte ihr wieder eine kurze Ruhe.

„Sie ist irre," murmelte der Kaiser vor sich hin und wollte das Gemach verlassen, um seine Befehle in Bezug der Kranken auszutheilen, als einige Papiere seine Aufmerksamkeit fesselten. Er las eine Minute lang — blätterte — las wieder und fand, daß die Frau, die Gemahlin Don Miguels .... war.

Die Blätter, welche der Kaiser vorfand, waren unter dem Titel: „Memoiren einer unglücklichen Frau," von Don Miguels .... Gemahlin in italienischer Sprache abgefaßt. Dies sollte das Vermächtniß bilden, was sie ihrer unglücklichen Tochter zurücklassen wollte.

Der Kaiser verließ bewegt das Gemach der unglücklichen Frau, wie sie sich selbst genannt hatte.

Am nächsten Morgen erhielt der Gefangenwärter für die Frau Don Miguels .... einen eigenhändig von Napoleon geschriebenen Befehl; derselbe lautete:

„Madame! Gehen Sie zu Ihrem Gemahl

und verkündigen Sie ihm, daß er frei ist. Verlassen Sie Frankreich und betreten Sie nie wieder Spanien!" —

„Napoleon."

Aehnliche Leiden, wie die waren, welche die Gemahlin Don Miguels .... verfolgten, lösten die physischen Kräfte ihres Gatten nach und nach auf. Derselbe hatte die Gewißheit erhalten, daß er lebenslänglich zur Haft verurtheilt sei und wie seine Gemahlin fügte auch er sich mit Ergebung seinem bösen Schicksale.

Wer den lebensfrischen Mann bei seiner Vereinigung mit der schönen Italienerin gesehen hatte, würde ihn schwerlich nach einer kaum dreijährigen Gefangenschaft wieder erkannt haben, so sehr hatte ihn der Gram und die Verzweifelung entstellt. Die ohne Pflege heran gewachsenen und wild um ihn herum hängenden Haare seines grau gewordenen Bartes, verdeckten zum größten Theil das vergelbte Angesicht. Die verblichenen Augen

mit ihren tiefliegenden Rändern waren farblos und glichen eher den Höhlen eines Todtenschädels, als denen eines Lebenden. Die Haare des Kopfes waren verschwunden, und die sonst hohe und majestätische Stirn warf widrige und fest eingeprägte Runzel.

Die Glieder hingen schlaff und ungelenkig an dem abgemagerten Leibe herunter und die Fähigkeit, dieselben nach Willkür zu gebrauchen, war längst verloren.

Auf einem Lager von Stroh dahingestreckt, vor sich einen Krug mit Wasser und ein Stückchen schwarzes Brot, erwartete der frühe Greis den Tod, den er so oft herbeigewünscht hatte.

Der Glaube an die Gerechtigkeit eines höhern Wesens war im Verlöschen, als ein schöner Traum ihm die Wiedervereinigung in einer besseren Welt erblicken ließ. Eine neue, wenn auch schwache Hoffnung, hielt seine Lebensgeister noch einen Augenblick wach; der Glaube an die Gerechtigkeit Gottes kehrte tröstend in das schwer geprüfte Herz zurück, und in einem inbrünstigen Gebete mit mühsam gefalteten Händen wollte er dem

Schöpfer für Alles ihm auf Erden geliehene Gute und Böse danken, als nach Beendigung der Worte im Gebete: „Herr, vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern,“ — seine Seele den letzten Athemzug gethan hatte! —

Der Gefangenwärter der Gemahlin Don Miguels .... begab sich, mit dem kaiserlichen Befehle in der Hand, in raschen Schritten nach den Gemächern seiner Gefangenen, um ihr denselben mit freudigem Gesicht zu übergeben; denn auch er hatte Mitleid mit der armen kranken Seele und sein Gefühl sagte ihm, daß diese Frau Nichts verschuldet haben könne.

In wenigen Worten setzte er ihr auseinander, daß der Kaiser ihr einen Besuch am vergangenen Abende gemacht und demnach ihre Freiheit und die ihres unglücklichen Gemahls bestimmt habe.

Der kranken Frau leuchteten die Augen voll

Freude, sie küßte das Papier, welches ihre Freiheit enthielt, und die Thränen, die ihr lange versagt waren, rollten unaufhörlich über die blassen Wangen.

Eine Stunde später begleitete sie der Gefangenwärter in einem Wagen an das Gefängniß, wo sie ihrem Gemahl die Freiheit verkünden sollte.

Mit einem Schrei des Entsetzens betrat sie die schauerliche Stätte und warf sich über ihren unkenntlich gewordenen Mann; — aber das Leben war verloschen — die Seele des gebeugten Mannes war zu Gott entflohen; der warme Körper ließ den unlängst erfolgten Tod ahnen! —

In der Umarmung der armen Frau ruhte nur noch eine Leiche!

IV.

Der Baron Kinitz.

Zu derselben Zeit, zu welcher die Gräfin zum Letztenmale in dem schwarzen Zimmer übernachtet hatte, saß der Graf umgeben von einer Menge seiner Freunde in seinen Gemächern. Die Nacht verstrich wie gewöhnlich unter Spiel und Lärmen sehr schnell und der angebrochene Morgen erinnerte die Herren erst daran, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen, um durch den Schlaf zur Fortsetzung ihres nächtlichen Treibens frische Kräfte zu gewinnen. Der Graf begab sich ebenfalls bald zur Ruhe und erwachte erst als die Sonne hoch am Himmel stand. Noch trunken vom

Schlafe, erstaunte er nicht wenig als der herbeigerufene Diener Georg ihm die Abreise seiner Frau mittheilte und ihm die besten Empfehlungen und Wünsche für sein Wohl überbrachte. Der Graf war zwar von dem Entschlusse der Gräfin Tags vorher in Kenntniß gesetzt worden, ahnte jedoch nicht, daß sie so plötzlich und stillschweigend ihr Vorhaben in Ausführung bringen werde. Jetzt erwachten in ihm alle jene Gedanken, welche dem Schuldbewußten vor die Seele treten und er fing an, den Werth seiner Gemahlin kennen zu lernen und ihren Verlust zu empfinden in dem Augenblicke, wo er sie wirklich verloren hatte. Die Erinnerung an vergangene Zeiten, welche er glücklich mit ihr durchlebt zu haben glaubte, trat auf einmal vor seine Seele; er fühlte sich unglücklich und beschloß ohne sie nicht weiter zu leben.

Es liegt in der Eigenthümlichkeit des Menschen, daß er das, was er besitzt, nicht zu schätzen weiß und den Werth desselben erst dann zu erkennen, wenn er sich des für ihn so werthlosen Gegenstandes beraubt sieht. So wird die Gesundheit

von demjenigen Menschen nicht als das größte Gut des Lebens angesehen, den das Schicksal noch nicht an das Krankenbette gekettet hat.

Wenige nur suchen und finden in der geistigen Höhe den schönsten und reichsten Besitz, den das irdische Leben bietet; die Meisten aber erblicken in der Erlangung großer Schätze oder in deren Anhäufung, mithin in dem rein materiellen Werthe, nur allzuoft die Glückseligkeit des Lebens und sehen in der Dauer ihrer Gesundheit — ohne grade den Gesetzen der Natur streng nachzuleben — gleichsam eine Bedingung, eine Nothwendigkeit, die ihnen mit Recht zustehe.

Der Graf, welcher sich nun von seiner Gemahlin verlassen sah, fühlte zum Erstenmale, daß er durch sein Benehmen den Schritt der Gräfin beschleunigt habe. Was aber war zu thun? Die augenblickliche Reue, welche er empfand, war zwar eine aufrichtige; dennoch konnte er an keine Zurückberufung der Gräfin, deren feste Vorsätze ihm bekannt waren, denken. Sein in der That allzugroßer Hang zum Leichtsinn hatte ihn in den Strudel aller menschlichen Schwächen geführt,

seinen Körper entnervt und seine Frau von ihm abgestoßen. Eine augenblickliche Reue genügte daher nicht für eine ununterbrochene Reihe wüst durchlebter Jahre und würde der Gräfin auch keinen überzeugenden Beweis von Besserung geliefert haben. Er gelobte sich demnach wieder einmal ordentlich zu leben und einer Frau sich würdig zu zeigen, die ihm einst der Zufall beschieden hatte. Daher beschloß er vorläufig sich seinem Schicksale zu ergeben, aber von seinen Genossen sich zurückzuziehen, — namentlich aber wollte er den Rath seines wahrhaften Freundes, des Baron Kinitz, welcher längere Zeit abwesend war, benützen; dieserhalb begab er sich in sein ehemaliges Studirzimmer, welches nur dem Namen und der Einrichtung nach als ein solches anzusehen war, da es seit geraumer Zeit unbenutzt dagestanden hatte. Er suchte in seinem Schreibsekretair nach den Briefen, die ihm der Baron von Kinitz während seiner Reise gesendet und von denen er keinen zu beantworten Zeit gehabt. Bald fand er auch einen, und zwar den letzten, worin ihn der Baron dringend um eine Antwort

g ebeten, da er Frankrch zu bereisen Willens sei und ihn dieserhalb eine verzögerte Antwort verfehlen könnte. Der Brief war von Bonn aus an ihn gerichtet und vom 7. Januar datirt.

In der Hoffnung, daß der Baron seine Abreise verzögert, oder daß er in dem Hôtel, was er zur Zeit bewohnt, seine Adresse zurückgelassen haben könnte, — setzte er sich nieder und schrieb einen langen Brief, in welchem er dem Baron den Stand der Dinge erzählte und zu gleicher Zeit um dessen wohlmeinenden Rath bat.

Der Baron Kinitz war ein Mann in den besten Jahren und mochte ungefähr in einem Alter von siebenunddreißig stehen. Einer unglücklichen Liebe zu Folge beschloß er unverheirathet zu bleiben, was er auch auszuführen schien. Sein Vermögen erlaubte ihm mehr als standesgemäß zu leben, und ein Hang zu Abenteuern, den er in dem besten Mannesalter noch nicht zu unterdrücken vermochte, ließ ihn öfters auf Reisen

gehen. Der Baron hatte Italien, die Schweiz, Frankreich und England mehreremal besucht und obwohl ein geborener Deutscher, fühlte er sich im Süden von Europa einheimischer als im Norden, weshalb sich sehr oft seine Reisen in's Unendliche ausdehnten.

Der Baron war ein feiner Weltmann; er verstand zu leben und, was noch mehr sagt, sich das Leben stets angenehm zu machen. Ein guter Humor ließ ihn seine Einsamkeit leicht ertragen und es konnte ihm bei seiner Bildung und Erfahrung, wie hauptsächlich bei seinem Vermögen nicht schwer werden, sich in den vornehmsten Zirkeln bald Eingang zu verschaffen, in denen er sich auch bald unentbehrlich zu machen wußte.

Obwohl sein Aeußeres im ersten Augenblicke grade nicht besonders ansprach, fehlte es ihm nie an Gelegenheit ein Herz zu gewinnen, mit dem er glücklich und zufrieden hätte leben können. Aber in diesem Punkte war der Baron zurückhaltend und fast kalt. Und wenn Jemand ihm darüber Vorwürfe machte und ihm sagte, daß er sein Glück nicht zu benutzen verstehe, — da zog

sich seine sonst heitere Stirn in düstere Falten, welche auf einen tiefen und verborgenen Kummer schließen ließen; er schwieg und bat nachdrücklich in dieser Beziehung ihn nie mehr zu belästigen.

Der Baron war wohlaussehend, aber eins jener gewöhnlichen Gesichter, welche den Adel grade nicht auf der Stirne zu tragen pflegen. Seine kleinen braunen Augen gaben ihm oft ein verschmitztes Aussehen und die starken braunen Augenbrauen, sowie die etwas dunklen Haare nebst der niedrigen Stirn bestätigten oft dasselbe. Die Statur war eine mittlere, aber der Umfang des Körpers schien mehr durch den Genuß geistiger Getränke hervorgerufen zu sein, als daß er ein allmähliches natürliches Dickwerden verrathen hätte; ebenso erklärt sich vielleicht das stets geröthete Gesicht, welches aber nichts desto weniger eine gewisse Lebensfrische zeigte. Mund und Nase und Ohren bewiesen jederzeit das Gepräge einer echt deutschen Abstammung.

Während der Graf Rosen sich in den unruhigsten Gedanken an seinem Schreibtische bewegte und sich mit einer Schilderung seines Lebens und der eben in Bezug auf seine Gemahlin erlebten Begebenheiten im wahren Sinne des Wortes abquälte, — da er die Feder selten gebrauchte — betrat der Baron Kinitz den Lieblingsaufenthalt vieler Jahre, — das immer neue und mannichfaltige Berlin; — jedoch erlaubte es ihm für jetzt seine Zeit nicht, den Grafen am nämlichen Tage noch aufzusuchen, verschob aber nur bis auf den nächsten Morgen diesen Besuch, wo er seinen theuren Freund wieder einmal in seine Arme schließen durfte.

Der Graf hatte viele Stunden über dem Briefe an seinen Freund, den er so sehr vernachlässigt, zugebracht und übergab denselben sofort zur Besorgung. Das Geheimniß seiner Seele war nunmehr verrathen, aber darin hatte er auch die nöthige Beruhigung gefunden; er fühlte sich erleichtert, darum begab er sich auch bald darauf in das Kroll'sche Etablissement, wo er seine Ge-

sellschaft vorfand. Erst spät in der Nacht kehrte er in seine Wohnung zurück.

Wo blieb die Reue und was galten ihm seine gefaßten Vorsätze!

Den nächsten Morgen hatte der Graf eben erst das Bett verlassen und das Frühstück eingenommen, als der Baron die Stufen des gräflichen Palastes hinaufstürmte; ungeduldig wie er war, konnte er den Augenblick nicht erwarten, wo er den theuren Freund wiedersehen würde.

„Ist Dein Herr zu Hause?" fragte im barschen Tone der eben die Treppe heraufgekommene Baron, auf der obersten Stufe stehen bleibend und die Antwort seiner Frage abwartend, — den Bedienten des Grafen Rosen.

„Zu Befehlen, Herr Baron," erwiderte der Bediente und machte dabei eine jener tiefen Verbeugungen, die entweder die Ankunft eines vornehmen Herren oder eines innigen Freundes seines Gebieters anzeigen.

„So melde mich," rief ihm der Baron zu, und Georg verschwand schleunigst, um den lang vermißten Freund des Grafen anzumelden. Bald darauf öffnete sich die Flügelthüre, und Georg ersuchte den Baron höflichst näher zu treten. —

„Grüß Dich Gott, alter Junge," rief der Eintretende und streckte dem auf ihn zu kommenden Grafen die Hände entgegen.

„Endlich," sagte der Graf, umarmte seinen Freund und küßte ihn. „Willkommen denn in Berlin!"

„Danke, Danke. Der Zufall führte mich eher als ich wollte in eure schmuzige Residenz," gab der Baron zur Antwort. „Ich weiß nicht," fuhr er fort, „es will mir gar nicht mehr bei Euch gefallen."

„Das ist gerade kein großes Compliment," was Du Berlin und mir mit diesen Worten machst," entgegnete der Graf — indem er seinem Freunde zur Seite stand und eine Hand um seinen Rücken gelegt hatte.

„Hat keinen Bezug auf Dich — lieber Junge. Du bist der Einzige von den Vielen, welcher mir

noch am Herzen liegt und an den ich mich überall, wo ich auch bin, gern erinnere."

„Sehr verbunden," sagte der Graf und machte ihm eine tiefe Verbeugung. Doch laß uns ein wenig niedersetzen; es plaudert sich besser."

„Ja, das wollen wir thun," versetzte der Baron.

Beide nahmen behaglich ihren Platz auf dem Sopha ein — und Jeder von ihnen hatte sich eine Ecke desselben ausgesucht.

Georg, der Bediente des Grafen, wurde sogleich beordert eine Flasche Portwein herbeizuschaffen, und der Baron unterhielt auf das Angenehmste seinen alten Jungen, wie er seinen Freund nannte, von den Abenteuern, die er jüngst auf seinen Reisen erlebt hatte.

Nach Beendigung dieser Irrfahrten-Erzählung entdeckte ihm der Graf die plötzliche Abreise seiner Gemahlin und die wahrscheinliche Nimmer-Wiederkehr derselben. Er habe ihm daher in seiner Angst die Sache brieflich mitgetheilt, um seinen wohlmeinenden Rath anzuhören und sei daher sichtlich erfreut gewesen, als ihm die un-

erwartete Rückkehr seines Freundes, den er inmitten Frankreichs wähnte, angemeldet wurde.

„Was Du sagst!" rief der Baron erstaunt, nachdem er ausgesprochen hatte.

„Fort — ja leider fort — und gewiß auf immer," setzte der Graf betrübt hinzu.

„Bist Du Dir keiner Schuld gegen sie bewußt?"

„Keiner!"

„Dann ist es mir unbegreiflich. Ich sollte meinen, wenn man fünfzehn Jahre lang verheirathet ist, pflegt man sich nur wissentlich und langsam zu trennen!"

„Ich sagte Dir ja: — Sie ließ mich rufen und erklärte mir ganz entschieden, daß sie Berlin auf immer verlassen werde."

„Und was sagtest Du?"

„Was sollte ich sagen? ich schwieg!"

„Du schwiegst? — Du warst mit dieser Erklärung zufrieden? — Nun, dann hatte sie ein völliges Recht zu ihrer Entfernung!"

„Wie so?"

„Das Stillschweigen hat ihr als Zugeständ-

niß ihrer Handlungsweise von Deiner Seite geschienen!"

„Ich wollte sprechen, — aber —"

„Aber?"

„Sie heftete die Augen starr auf mich und sprach in einem unnachahmlichen Tone: ich werde! und ich — ich hatte nicht den Muth ihr entgegenzutreten!"

„Du hattest nicht den Muth? Armer Junge! Du hast in Deiner langjährigen Ehe Dich einschüchtern lernen. Sie hielt Dich für einen Spielball, den sie nach Belieben brauchen konnte!"

„O, nicht so weit."

„Nicht so weit? Nun, ich dächte der Beweis wäre Dir geliefert worden!"

„Ich bin zu nachgiebig gegen sie seit jeher gewesen und das hat sie übermüthig gemacht."

„Nachlässig wirst Du sagen wollen und das hat sie gleichgültig gemacht."

„Zuerst schwärmst Du für sie und gehst ihr auf Schritt und Tritt nach und dann vernach-

läſſigſt Du ſie ſo, daß ſie Dich tagelang nicht zu ſehen bekommt."

„Es iſt wahr, ich trage einigermaßen Schuld."

„Sage — die ganze Schuld. Du haſt den Charakter der Spanierin nicht erkannt. Verſtehſt ſie nicht zu behandeln, daher iſt ſie Dir über den Kopf gewachſen, wie man zu ſprechen pflegt — und verſteht Dich zu behandeln."

„Mag ſein — doch, was iſt zu thun?"

„Dies bedarf einer ernſten Ueberlegung."

„Soll ich ihr nachreiſen?"

„Gott behüte, das würde die Sache nur verſchlimmern."

„Verſchlimmern?"

„Ja verſchlimmern, denn ſie reiſte ab, um fern von Dir zu leben; — und weißt Du denn welchen Weg ſie zunächſt eingeſchlagen, und wohin ſie ſich überhaupt begeben wollte?"

„Nein! Nichts weiß ich!"

„Und willſt ihr nachreiſen?"

„Aber — ich glaube —"

„Ach, was nützt mir Dein Glaube."

„Sie hat mir darüber keine Auskunft gegeben!“

„Und Du glaubtest als Mann kein Recht zu haben dieselbe zu verlangen?“

„Ein Recht hatte ich wohl.“

„Aber keinen Muth.“

„Ich muß gestehen — ihre Nähe war mir, namentlich in letzter Zeit, schauerlich.“

„Wie versteh' ich dies?“

„Sie brachte ihre Tage in einem schwarzen Zimmer ganz allein zu und versagte jede Einladung; — empfing auch keine ihrer früheren Freundinnen mehr; sie blieb so zu sagen sich selbst überlassen.“

„In einem schwarzen Zimmer? das ist mir unerklärlich.“

„Ja; das schwarze Zimmer war ein nach ihrer Anordnung eingerichtetes Cabinet, welches durch seine sonderbare Einrichtung eine Beängstigung in Jedem, der es betrat, hervorrief. Ich selbst ging nur mit dem größten Widerwillen hinein.“

„Ganz was Neues.“ Der Baron lachte

laut auf, indem er die Hand auf seinen wohlgenährten Bauch legte und denselben zu streicheln anfing.

„Du lachst — und über was?“

„Ueber das schwarze Zimmer, über Deine Frau, über Dich, kurz über Alles lache ich jetzt. Du abergläubischer Mensch. O die kluge Frau. Nun ja, nun ist mir Alles klar geworden.“

„Klar, im Gegentheil, mir wird Alles unklar.“

„Sieh', alter Junge, — ich will Dich aufklären; aber dies wird nichts beitragen, Deine Frau zurückzunöthigen.“

„So rede denn!“

„Deine Frau ist eine kluge Frau, dagegen läßt sich gar nichts sagen. Sie hat mit ihrer Klugheit ihren Mann durchschaut — nämlich Dich. Du hast Dich durchschauen lassen, ohne daß Du es gemerkt, daß sie Dich in jeder Hinsicht durchschaut hat, was aus den Vorkehrungen zu erkennen ist, welche sie nur Deinetwegen getroffen hat. Mit einem Worte: Deine Frau war Deiner überdrüßig und um Dich los zu werden, nahm sie zu einer List ihre Zuflucht, was ihr

kein Mensch verargen kann. Mit berechneter Schlauheit legte sie Dir eine Schlinge, in der Du Dich auch gefangen hast. In Dir hatte sie den Aberglauben festgewurzelt vorgefunden; und darauf fußend, errichtete sie das schwarze Zimmer. Du bliebst ihr fern — denn es lag in ihrem Plane Dich durch irgend Etwas fern zu halten — und glaubtest, daß sie, vor Gott und Menschen verborgen, in diesem Zimmer ein Unwesen treibe, ungefähr wie die ehemaligen Hexen oder Zauberer unter albernen Formeln Geister heraufbeschworen, und mit welchen sie ein Bündniß geschlossen habe, demzufolge Du zum Opfer fallen solltest."

Der Baron lachte unaufhörlich.

„Warum nicht gar — das glaubte ich nicht."

„Das glaubtest Du nicht? — Und dennoch hast Du Dich gefürchtet in das Zimmer zu treten; und ernstlich Deine Meinung auszusprechen."

„Die Art und Weise, mit der Alles geschah—"

„Ach ja die Art und Weise — richtig — mit welcher sie Dich zu fangen gewußt hatte, war eigenthümlich neu, wenn sie nicht alt gewesen wäre — und eine göttliche Idee Deines

Weibes, weil sie dadurch zum Ziele geführt wurde. Armer Junge!"

„Sei nicht boshaft!"

„Gott behüte — aber angenommen: Deine Frau hatte einen Grund, Dich zu hassen und darum Dich zu meiden; angenommen: Du hast durch Dein Stillschweigen gezeigt, daß Du einverstanden mit ihrer Abreise — wer weiß wohin — bist; so hat sie doch nicht ein Recht Dich für immer zu verlassen und auch nicht die Mittel in Händen Dich verlassen zu können!"

„Das ist es eben!"

„Was heißt das!"

„Ich muß Dir nur sagen, daß ich ihr dies Alles durch meine Unterschrift bewilligt habe."

„Unterschrift?!"

„Ja. Sie hatte verschiedene Punkte aufgesetzt, dieselben mündlich mir mitgetheilt und dann gefordert, daß ich unterschriebe."

„Das hast Du gethan?"

„Das that ich leider!"

„Ohne zu wissen, was Du unterschrieben?"

„Ohne zu wissen!"

„Aber sage mir, wo hattest Du Deinen Verstand in dem Augenblicke, als Du dies thatest?"

„Ich begreife mich jetzt selbst nicht. Was aber fang ich an?"

Der Baron schwieg einen Augenblick und strich sich mit der linken Hand über die Stirne, während die rechte auf der Hüfte ruhte; dann nahm er das Wort wieder auf.

„In welcher Begleitung verließ die Gräfin Berlin?"

„In keiner anderen als in der der Kammerzofe Laura."

„Durch diese müssen wir vor allen Dingen in Erfahrung bringen, was Du unterschrieben, sonst können wir keinen Entschluß fassen. Es wäre demnach gut, wenn wir durch dieselbe eine genaue Abschrift der Bedingungen erhalten könnten."

„Das wird sich nicht gut thun lassen."

„Warum nicht?"

„Die Kammerzofe hält mich für einen ihrer größten Feinde; ich behandelte sie oft etwas unsanft."

„Hat sie vielleicht ein Verhältniß?"

„Ich sah öfters den Leibjäger Robert, des Grafen von der Rhede in meinem Hause. Vermuthlich kam er zu Laura, welche ich einmal plaudernd mit ihm getroffen."

„Gut, das wäre ein kleiner Anhaltepunkt; das muß ausgekundschaftet werden. Gewiß weiß Georg etwas um dieses Verhältniß."

„Ja, Georg wird es wissen; ich will ihn rufen."

„Halt, nicht in meiner Gegenwart. Forsche ihn so gut aus als Du vermagst. Wenn dies Verhältniß stattgefunden oder noch besteht, so wird sich dies leicht machen lassen. Beide sind arm und des Geldes bedürftig. Die Aussteuer könnte die Bedingung und der Preis sein, den sie für ihre Hilfe zugestanden erhielten."

„Dein Rath ist gut; ich werde ihn befolgen, — aber was gedenkst Du weiter zu thun?"

„Das bleibe mir überlassen und sei allein meine Sorge."

„Ich bin auf den Ausgang begierig."

„Doch ich muß aufbrechen," sagte der Baron;

„es ist bereits 12 Uhr geworden und ich habe noch viele Besuche zu machen.“

Der Baron stand auf, reichte dem Grafen zum Abschied die Hand und drückte sie herzlich.

„Auf Wiedersehen heute nach Tisch in meiner Behausung. Du kommst doch?“

„Ich komme!“ —

Der Baron verließ das Gemach, in welches der Graf wieder zurückkehrte.

V.

Der Tod.

Die Gemahlin Don Miguels ...., welche wir im Gefängnisse zurückließen, hatte sich alsbald überzeugt, daß der Tod ihren Gatten von seinen Qualen erlöst habe. Kein Wort vermochte sie über diese traurige Lage, in die sie sich auf's Neue gestürzt sah, zu äußern. Unter lautem Schluchzen legte sie sich an die Seite des Leichnams und blieb in dieser Stellung einige Minuten liegen, bis eine plötzliche Stille verkündete, daß ein bewußtloser Zustand eingetreten sei. In dem rechten Arme, den sie um des armen Mannes Hals geschlungen, ruhte der Kopf des

selben, während der linke Arm lang und biegungslos ausgestreckt dalag und in seinen Fingern den Befreiungsbefehl, krampfhaft zusammengeknittert, hielt. In dieser Stellung fand sie der herbeigerufene Arzt der Gefangenen. Ein flüchtiges Befühlen des Pulses überzeugte ihn, daß noch ein schwaches Leben vorhanden sei, welches bei sorgfältiger Hilfe und Pflege noch erhalten werden könnte.

Die nöthigen Befehle waren bald gegeben. Der Kranken wurde das beste Zimmer, welches sich vorfand, eingeräumt, und der Arzt, den außer der Gewissenspflicht, die ihm sein Amt auferlegt, noch das Mitleid, das er empfand, anregte, versuchte durch alle mögliche und nur erdenkliche Stärkungsmittel, die erlöschenden Lebensgeister zu wecken. Aber vergebens war sein Mühen; vergebens das Nachdenken, dem er sich hingab, ein direct wirkendes Mittel ausfindig zu machen; die Kranke verharrte in ihrer Bewußtlosigkeit.

Dem Beobachter des Krankenbettes versagten seine Künste und er mußte zuletzt der allgütigen Mutter Natur, die zu Gunsten des Arztes in

schwierigen Fällen so oft aus der Noth zu helfen verpflichtet ist, die Rettung anheimstellen.

„Der Zustand, der die arme Frau befallen," sagte der Arzt zu sich selbst, „ist ein krampfhafter und ein sehr hartnäckiger; man würde ihn für einen todten halten müssen, wenn nicht der Puls in den leisesten Schlägen verkündete, daß sie lebe. Die Circulation des Blutes, welche die Bedingung des Pulsschlages ist, hält den zerrütteten Organismus noch in Thätigkeit — und diese Thätigkeit bedingt wiederum das Leben, ohne welches die geringsten Zeichen nicht sichtbar werden können."

„Man hat," sagte er sich weiter, „Kranke vorgefunden, die Tage, ja Wochen lang sich in einem solchen Zustande befanden; ja, man hat selbst den Puls nicht mehr fühlen können und gewahrte das Vorhandensein desselben nur noch vermittelst Anwendung mechanischer Mittel, — und hier — hier fühle ich den Puls, wenn auch schwach. Nein, es kann nicht sein — das Leben ist nicht erloschen, kann nicht erloschen sein. Oder, sollte ich mich irren? Sollte meine Ein-

bildung oder die Besorgniß, die ich für sie hege, mich glauben machen, daß dies alles Täuschung sei? Diese Hand vernimmt zu deutlich die schwachen Schläge, die einzigen Zeugen, welche meine Vermuthungen bewahrheiten," — und wiederum prüfte er stillschweigend den Puls — und nickte wohlgefällig mit dem Kopfe, indem er leise die matten Schläge zählte.

Unter ähnlichen Bemerkungen, die sich ihm aufdrängten, nach deren Wahrheit er zu suchen Ursache hatte, verstrichen die Stunden des Tages schnell.

„Ich will," sagte er weiter, „dem Körper einige Erholung gönnen; ich will nicht durch unnütze Eingriffe, die noch vorhandenen Kräfte stören. Die Natur mag mir den Weg zeigen! Wie leicht verfehlt nicht der geschickteste Arzt den rechten Weg, den er zu gehen eingesehen, nachdem der Tod ein ewiges Stillschweigen auferlegt hat. Darum Vorsicht gebrauchen vor allen Dingen, und Alles lieber vermeiden, was störend auf den Organismus der Kranken einwirken könnte."

Zufrieden mit seinen Rathschlägen und dem gefaßten Plane, saß der Arzneibeflissene, dem die Anwendung seiner Mittel kein Resultat erzielt hatte — dennoch beruhigt am Bette seiner Patientin, welche in der That in einen hartnäckigen und todtenähnlichen Starrkrampf gefallen war — und beobachtete die Krankheit in ihrem Verlaufe.

Hier war es, wo der Arzt, den die Erfahrung schon viel hatte erleben lassen, sich selbst zugestehen mußte: daß er wenig oder gar Nichts wisse; — hier war es, wo die vorhandene Bestimmtheit der Arzneiwirkung wieder einmal eine Lüge — eine Erdichtung — zu sein schien; hier war es, wo seine Kunst aufgehört hatte eine Kunst zu sein; wo sein Vielwissen das Resultat des Nichtswissens lieferte.

Die verschiedenen Theorien, welche er einzulernen sich gezwungen sah, um das Privilegium zu erlangen: Kranke nach Lust und Belieben kuriren zu dürfen — bewiesen ihm nur allzuoft in der Praxis ihre Nichtigkeit; daher ihm das, was er als richtig und heilbringend anzuwenden gelernt, eher aus der Luft gegriffen herzurühren

schien, als daß die Erfahrung die Anwendung der oft als nutzlos sich beweisenden Theorien bedingt habe.

Der bedauernswerthe Zustand der unglücklichen Frau dauerte volle drei Tage, während welcher Zeit der humane Arzt, mit weniger Unterbrechung, nicht vom Krankenbette gewichen war.

Schon war dieser geneigt zu glauben, daß der Starrkrampf der Uebergang zu einem besseren Leben sein werde, was freilich für die Leidende erwünschter sein konnte, da das Schicksal noch mancherlei Trübsal über sie verhängt hatte, — als ein tiefer Athemzug verkündete, daß der Geist frei geworden und die Banden verlassen habe, in die ihn der unerklärliche Mechanismus eingeengt hatte. Und wirklich war es so. Die Patientin, deren Hände der Arzt in die seinigen gelegt, als ob er durch Mittheilung der Wärme das Leben eher zurückrufen könnte, öffnete die Augen und sah den Arzt, der mitleidigen Blickes sie anschaute, eine Weile ausdruckslos an.

„Wo bin ich?“ fragte sie mit schwacher Stimme, aber ehe die passende Antwort erfolgen

konnte, welche der Arzt überlegend geben wollte, — fielen die Augen wieder zu, und an die Stelle des kaum entfesselten Zustandes trat ein die Gesundheit versprechender Schlummer.

Das blasse Gesicht überflügelte plötzlich eine starke Röthe, welche die Stirn in eine fieberhafte Gluth einhüllte. Das pochende Herz hob die Brust mächtig empor; die Athemzüge begleitete ein leises, aber trotzdem ängstlich klingendes Stöhnen; der Puls tobte in den heftigsten Schlägen und schien das nachholen zu wollen, was er versäumt hatte. Bald aber legte sich derselbe und nahm den regelmäßigen und mechanischen Gang des Gesunden an. —

Nicht so war es mit dem Arzte. Ihn hatte die Freude über das kaum mögliche Erwachen wie die sichtbar werdenden Zeichen der Erwachenden in eine große Unruhe versetzt.

Es bemeistert sich des Menschen, bei Bekanntwerdung irgend eines schmerzlichen oder freudigen Ereignisses, eine eigenthümliche Art von Unruhe, und ein Gefühl, welches die Glieder zu lähmen scheint — wie wenn das Blut in den Adern zu

stocken willens wäre, — vermag der Mensch bei einer traurigen Nachricht nicht zu unterdrücken; was im entgegengesetzten Falle eine Verdoppelung des gewöhnlichen Pulsganges unwillkürlich nach sich zieht.

Die Ueberraschung war zu groß, als daß sie in des Arztes gefühlvollem Inneren nicht eine Unordnung hätte hervorbringen sollen; indessen faßte er sich bald und besorgte Alles, was zur Stärkung nöthig und wollte in keinerlei Beziehung die Pflege seiner vornehmen Patientin, deren Stand und Lage er erfahren — andern als seinen Händen anvertrauen.

Nach einigen Stunden erquickenden Schlafes erwachte die Patientin. Ihr erstes Wort, das ihre Zunge stammelte, galt ihrer Tochter Nina.

„Nina, meine Tochter," rief sie, „wo bist Du! Hat man Dich auch getödtet, armes Kind?"

„O, sie befindet sich in guten Händen, gnädige Frau, seien sie darum unbesorgt," sagte der Arzt, den die Geistesgegenwart nicht verließ, um sie zu beruhigen, — obwohl er keine Ahnung gehabt hatte, daß die Kranke in dem Besitz

einer Tochter sei; — denn man hatte ihm nur die letzten Scenen aus dem Gefängnisse ihres Gatten mitgetheilt.

„Ich will sie sehen. Lassen Sie dieselbe zu mir kommen,“ bat sie flehentlichst.

„Das wird nicht gut angehen,“ versetzte ausbeugend der Arzt. „Ihr kränklicher Zustand möchte leicht auf das empfindliche Wesen einen schädlichen Eindruck ausüben, und dann finde ich, daß Ihre Krankheit, wenn auch nicht gefährlich, doch ansteckend ist. Ich habe als Arzt nöthig, verschiedene Rücksichten zu nehmen.“

„Meine Tochter — meine Nina — man hat Dich gewiß getödtet; ich muß sie sehen — ach Gott — ach“ — und mit einem schwer ausgestoßenen Seufzer versank sie in ein dumpfes Brüten, welches dem Beginn eines wahnsinnigen Zustandes, dem sie allerdings entgegenging, ähnelte.

„Geduld und Zeit überwindet die größten Schwierigkeiten,“ sagte der Arzt, „mithin prüfen und abwarten, bevor man handle. Hier stellen sich die verschiedenartigsten Symptome ein.“

Der Arzt entfernte sich aus dem Krankenzimmer, nachdem er eine Wache zur Aufsicht herbeigerufen, und besorgte eiligst die Besuche der ihm zur Genesung übergebenen Patientin.

Während die Gemahlin Don Miguels …., nach dem Gefängnisse, wo ihr Gemahl gefangen saß, gefahren — und von da aus dem Arzte übergeben war, harrte die Verpflegerin Ninas auf die Rückkehr ihrer Gebieterin. Zwei Tage waren unter sehnsüchtigem Verlangen entflohen, aber keine Rückkehr erfolgt; daher begab sich die Pflegerin, die wir hier bei dem Namen Friederike rufen wollen, bei Anbruch des dritten Tages auf den Weg, um Erkundigungen über ihre Frau einzuziehen; — und da Nina im tiefsten Schlafe lag, vermochte sie dem Drange nicht zu widerstehen: Nachforschungen anzustellen und sich einige Gewißheit über das Verschwinden der Mutter Nina's zu verschaffen.

Nach vergeblichem Suchen und Fragen schlich sie betrübt nach Hause.

Der Zufall aber wollte, daß eine vornehme Dame denselben Weg durchschreiten mußte, den sie zu gehen hatte. Friederike erkannte alsbald in dieser Dame ihre ehemalige Gebieterin, bei welcher sie während ihres Aufenthaltes in Paris eine stete Beschäftigung gefunden. —

Diese Dame war die Gräfin von der Rhede, eine geborene Deutsche, die seit vielen Jahren den Winter über in Paris lebte und dieserhalb jetzt wieder aus Deutschland angekommen war.

„Ach, gnädige Frau Gräfin, sind Sie es denn wirklich," rief Friederike und küßte wiederholt die Hände derselben.

Nun erzählte Friederike ausführlich die erlebten Schrecknisse der unglücklichen vornehmen spanischen Familie und bat die Gräfin um ihren gütigen Beistand, welchen dieselbe gewissenhaft zusagte.

Die Gräfin bezeichnete zunächst die Wohnung, welche sie mit ihrer vierjährigen Tochter

bezogen und befahl der Pflegerin mit dem verlassenen Kinde bald nachzufolgen.

Der Gräfin von der Rhede war die Gelegenheit, einen Act der Menschlichkeit auszuüben, sehr willkommen, denn sie fand in der kleinen Nina eine Gespielin für ihre wenige Jahre ältere Tochter Hedwig.

Auch diese Frau hatte, wie die Gemahlin Don Miguels ...., ihren Mann, der preußischer Offizier war, wenn auch nicht in Folge einer Intrigue, so doch im offenen Kampfe auf dem Schlachtfelde verloren, — und war bald darauf von einer Tochter entbunden worden. Seit dieser Zeit verließ die junge Wittwe ihr preußisches Vaterland und lebte unbestimmt, bald hier und da; den Winter aber brachte sie seit mehreren Jahren in Paris zu, wo sie Friederike in Dienst genommen hatte.

Die Gräfin von der Rhede erfuhr durch die Polizei die näheren Verhältnisse der unglücklichen Frau und wirkte bei der obrigkeitlichen Behörde die gesetzliche Erlaubniß aus, das Kind für die Dauer der Krankheit zu sich nehmen zu dürfen;

im Fall eines Todesfalles aber Nina als ihr eigenes Kind zu betrachten, was ihr auch gerichtlich zugesichert wurde.

Die Hinterlassenschaft der Geräthe, unter denen sich auch die im schwarzen Zimmer der Gräfin Nina Rosen vorgefundenen Gestände, wie: ein silbernes Kreuz — eine in schwarzen Sammt gebundene Bibel, und anderes mehr befand — wurde von einem Notar gerichtlich aufgezeichnet und selbige der Gräfin von der Rhede für ihre Pflegetochter Nina übermacht.

Die Mutter Ninas, deren Krankheitszustand von Tag zu Tag bedenklicher wurde, war trotz der aufopferndsten Pflege des Arztes in einen heftigen Wahnsinn, von dem sich schon früher Spuren gezeigt, verfallen. Die Gedächtnißkraft hatte sie verlassen. Stumm und steif — eine lebende Leiche — saß sie da ohne Nachdenken, das Auge starr auf einen einzigen Gegenstand gerichtet, ohne zu wissen, was um sie vorging, und be-

antwortete in den günstigsten Augenblicken keine der an sie gerichteten Fragen; — nur ein zeitweise ausgestoßener Schrei, der entsetzlich klang und das Mark erschütterte, war das einzige Zeichen der noch lebenden unglücklichen Seele. Diesem Schrei folgte meist ein wildes Gelächter.

So waren die Jahre vergangen, bis der Tod den Leiden ein Ende machte.

Gram und Verzweiflung hatte die Zierde Madrids — die unter dem Namen der schönen Italienerin bekannte Frau — entstellt, und die herrliche und frische Blume, welche stolz und kühn kaum in die Welt hinausgeschaut hatte und der im Garten des Lebens eine glückliche Zukunft prophezeit war, lag in der schönsten Blüthe ihrer Jahre verwelkt und vernichtet am Boden.

Der Tod solcher unglücklichen Geschöpfe möge über die kommen, welche ihre Leiden verursacht haben und die vom sträflichen Eifer sich hinreißen lassen, das Leben ihrer Mitmenschen durch Marter und Qualen zu zerstören und so die vom Schöpfer ihnen verliehene Macht mißbrauchen.

Sie bedenken dabei nicht, daß diese Macht

eine vergängliche ist und daß die Vergeltung für dergleichen Ungerechtigkeiten selten ausbleibt; und den Machthabern oder dessen Stellvertretern ist es daher meist selbst zuzuschreiben, wenn die Ausübung strafwürdiger Handlungen eine gerechte Vergeltung nach sich zieht.

So erklärt sich bei vielen Völkern der Erde die Erzeugung der Revolutionen; denn Mißbrauch der Macht, Verkennung der Stellung dem Volke gegenüber, sind fast immer als die einzigen Entstehungsursachen einer Revolution zu betrachten. Bedrückungen, Gewaltthätigkeiten und andere Ungerechtigkeiten müssen jederzeit und unter jedem Volke endlich einmal heftige Gegenwirkungen erzeugen und die Geduld desselben ermüden, welches sein Maas überschritten sieht.

Anarchie und Unordnung sind dann leider immer die traurigen Folgen übertriebener Unterdrückung. Das frei sich fühlende Volk zersprengt die Fesseln, an die es geschmiedet, und so zu sagen, wie ein Kind am Gängelbande geführt wurde; übertrifft aber dann gewöhnlich den Despotismus an

Wuth und glaubt ein Recht zur Ermordung dessen zu haben, der ihm so lange unnatürlich mitgespielt hat.

Ein Blick auf die Geschichte genügt, um uns von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Und Wer vermöchte zu sagen und zu beweisen, daß ein Volk sich zuerst gegen seinen Unterdrücker erhob, wenn es nicht die Gewaltthätigkeit desselben vorher schon zum Widerstand aufgefordert hätte.

VI.

Die Stellvertreterin.

Die Bäume standen entblättert und schauten betrübt in die Welt. Der Herbstwind zerstreute die am Fuße der Bäume liegenden verwelkten Blätter in alle Gegenden, um die letzten Spuren des Herbstes zu verwischen. Die Flur lag öde und einsam, und zeigte dem Wanderer nur noch die Ueberreste einer schöneren Zeit. Ein verblichenes oder spärlich und mattes Grün, das noch vor Kurzem mit seinen Gräsern stolz emporgeragt hatte, bedeckte hin und wieder die Erde, welche die feuchte und warme Decke mit einer harten und kalten vertauschte. In das frostige

Winterkleid eingehüllt, versank sie in den gewohnten Schlummer, aus dem sie neu und frisch zur Freude aller Geschöpfe wieder erstehen wollte.

Der Winter des Jahres 1828 war herangenaht und mahnte die Gräfin von der Rhede Deutschland zu verlassen, um in Paris denselben angenehmer zu verleben. Sie fühlte sich auch in Deutschland beim Wechsel dieser Jahreszeit zu unglücklich, weil die Erinnerung an ihren Gemahl wieder mächtig in ihr auflebte. Und wenn auch diese Zeit weit in der Ferne zu suchen war, die Vergangenheit aus dem Gedächtnisse verdrängt sein konnte, so vermochte sie doch nie eine unglückliche Stimmung, welche sich ihrer bemächtigte, zu unterdrücken, wenn der böse Winter angebrochen war.

Die Reise nach Paris, auf welcher sie diesmal zwei schöne jugendliche Gestalten, Hedwig und Nina, begleiteten, galt gewissermaßen als eine Zerstreuung, die wohlthuend auf das Gemüth der Gräfin von der Rhede wirkte.

In Paris befand sich dieselbe in einer anderen Sphäre; ein neuer Kreis von Bekannten,

an welche sie durch die Bande der Freundschaft geknüpft war, umgab sie und beschäftigte die Gedanken ihrer Seele; und die zahllosen Freuden und Vergnügungen, in die sie unwillkürlich gezogen wurde, ließen sie das vergessen, was das Herz wehmüthig und bedrücken machte.

Die Gräfin von der Rhede hatte ihre Pflegetochter, nachdem die Mutter Ninas gestorben war und die sie vermöge des wahnsinnigen Zustandes nicht kennen lernen sollte, als ihr eigenes Kind betrachtet und sorgte für sie, wie eine gute Mutter für ihr Kind. Ueber die Herkunft Ninas aber beobachtet die mütterliche Stellvertreterin ein völliges Stillschweigen und wollte erst bei vorgerücktem und verständigerem Alter, wo die geistige Bildung eine bessere Einsicht und ein freieres Urtheil gestattet, das Geheimniß, welches über ihrer Geburt schwebte, dem Herzen Ninas anvertrauen.

Die wenig Jahre ältere Hedwig hielt Nina für die rechte Schwester und Beide liebten sich auf das Innigste und Herzlichste.

Aus Alters her werden uns Brüder- und

Schwesterpaare zur Nachahmung als Muster empfohlen, wo eine unvergleichliche Liebe stattgefunden, welche die Seelen an einander kettete, — als eine solche Liebe erscheint uns diejenige der beiden Mädchen. Mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde wuchs diese Liebe und machte das Band zu einem unzertrennlichen; darum verdiente diese unter die Zahl der vorhandenen Seltenheiten gezählt zu werden.

Die Mutter gewahrte dieses Verhältniß mit einer kaum zu beschreibenden Seelenfreude, denn auch sie liebte Nina wie ihre Hedwig und würde im Fall einer Trennung, gleichviel, welche sie von Beiden getroffen, — keinen wesentlichen Unterschied verratheu haben.

Die Gräfin von der Rhede beschäftigte sich täglich mehrare Stunden auf das Angelegentlichste mit der Ausbildung ihrer beiden Zöglinge und wollte sie diesen ein recht vielseitiges Wissen beizubringen sich bemühen. Deutsch, französisch, englisch wurde mit Sorgfalt und Fleiß betrieben. Musik und Gesangunterricht galten als Erholungsgegenstände, welche aber bei dem Eifer, mit dem

sie die Mutter überschüttete, mehr einer Ermüdung als einer Erholung glichen. In den Zwischenzeiten des Tages, wie Morgens, Mittags und Abends erhielten sie Unterricht in den weiblichen Arbeiten, wozu namentlich Hedwig viel Lust und Talent zeigte.

Der Umgang einer französischen Gesellschafterin, die englisch und deutsch gleich fertig sprach, trug nicht wenig zur vollständigen Erlernung der drei Sprachen bei. —

Obwohl Hedwig und Nina eine und dieselbe Bildungsstufe zu durchschreiten angehalten waren und die Erziehung eine gewisse Gleichförmigkeit mit sich brachte, so überflügelte dennoch die jüngere Nina, deren Verstandeskräfte zeitig zu reifen begannen, in der Fertigkeit und Uebung des Sprachgebrauches, die ältere Hedwig, die wiederum mehr Talent, Neigung und Ausdauer zu des Weibes eigentlicher Beschäftigung an den Tag legte und eine bessere Hausfrau zu werden versprach. In der Musik machten Beide gleichmäßige Fortschritte. Nina aber verrieth durch das Wählen ihrer Pieçen, daß sie dem schwär-

merischen und schwermüthigen Geschmack den Vorzug vor dem heiterklingenden und die Freude ausdrückenden gab, der das Ohr eine gewisse Zeit belustigt, aber die kaum angeschlagenen Accorde in dem Herzen verschwinden macht, während der Ernst der schwermüthigen Melodie feste Wurzel faßt und die Klänge unvergeßlich wiederhallen läßt in dem Ohre des Verständigen.

Die Gelegenheit wurde also Beiden hinlänglich geboten etwas zu lernen. Anlage und vorhandener Fleiß brachten die beiden Mädchen bald auf eine hohe Bildungsstufe; die Vielseitigkeit ihres Wissens verschaffte ihnen die Anerkennung aller in ihrem Cirkel sich bewegenden Damen und Herren, welche Letzteren nicht einig werden konnten, für welche von Beiden sie sich zu Gunsten zu entscheiden hätten, falls ihnen eine Wahl gestellt würde.

Im Winter des Jahres 1828 hatte Hedwig das 19. Jahr überschritten und Nina das 17. eben erreicht. Beide waren bereits ein Jahr vorher in die Gesellschaftskreise als zünftig eingeführt

worden, in der sie sich bald eine allgemeine Achtung durch ihre Kenntnisse erwarben.

Jetzt, wo es galt die Hauptstadt des französischen Reiches wieder zu sehen, vermochten sie ihrer Freude, die sich in jeder Hinsicht kund gab, kein Ziel zu setzen. Die Stunden hatten aufgehört sie zu quälen und an die Stelle des von Zeit zu Zeit nöthig gewordenen Zwanges war die Liebe für die Studien getreten. Die Gesellschafterin belehrte sie nur noch und weckte im Verständniß mit der Gräfin die Urtheilskraft beständig.

Nina, das Haupt unserer Erzählung, galt alsbald in allen Kreisen als eine interessante Erscheinung. Der Adel ihrer Seele spiegelte sich deutlich auf allen ihren Gesichtszügen ab und ihre Bewegungen bestätigten die Gegenwart desselben.

Denken wir uns einen starken schwarzen aber gleichmäßig nach beiden Richtungen hinlaufenden Augenbraunenstrich auf einer hohen und freundlichen Stirn, in welche das glänzende schwarze Kopfhaar eine natürliche Spitze biegt; ein großes

dunkelbraunes Auge mit schwarzer Pupille von ungewöhnlichem Glanze, eingefaßt in ein blendendes Weiß, das von keinem sichtbaren Aederchen durchwebt ist. Die verhältnißmäßigen Wimpern von dicht an einander gereihten Härchen begrenzt, verbergen das Auge und erhöhen den Reiz dessen, der es einmal betrachtet hatte.

Eine wenig gebogene Nase von beinahe griechischer Form, auf deren rechten Seite wir ein kleines rundes und schwarzes Fleckchen sehen, welches wir eher für ein zufälliges, als ein natürliches halten, bildet mit einem flachen Munde und schmalen rothen Lippen, unter welchen eine vollständige Reihe auffällig kleiner weißer Zähne bei einem stets anmuthigen Lächeln sichtbar wird, ein schönes Profil und macht das Gesicht zu einem interessanten.

Das Kinn, welches spitz ausläuft, giebt dem Kopfe eine mehr längliche als runde Form. Die Wangen, deren Enden immer kleine Grübchen bilden, sind wie von einem sanften Rosenroth angehaucht, durch welches die braune Farbe der Haut, die kalt und durchsichtig scheint, verdeckt

wird. Von gleicher Farbe sind Hals und Schultern, auf welche die schwarzen Haare des Kopfes in wohlgefälligen Formen gelockt, herabwallen. Hände und Füße von zierlicher Kleinheit würden eine weniger volle und majestätische Figur bedingen.

Die geistige Ausbildung der Südländerin hatte mit der körperlichen gleichen Schritt gehalten, daher man leicht geneigt war ein höheres Alter, als in dem wo sie stand, anzunehmen, wenn nicht die Jugendlichkeit die Spuren ihres Vorhandenseins durch zeitvertreibende Tändeleien und allzugroße Schüchternheit dann und wann zu erkennen gegeben.

Schwester Hedwig, wie sie Nina nannte, war dem Aussehen nach das Gegentheil von Nina. Wie ein junges Bäumchen auf gutem Boden unter zarter Pflege rasch gedeiht, mächtig emporschießt und zu einem schönen Baume mit herrlicher Krone sich unerwartet entfaltet, so wuchs Hedwig heran und überragte bald an körperlicher und den Jahren angemessener Größe ihre weibliche Umgebuug. Die schlanke, fast schmächtige

Figur zeigte eine Taille von seltener Enge, die ihrer Peripherie nach nicht zehn Zoll umfaßte. Die Gesichtsform war eine regelmäßige und die Zweige derselben, einzeln betrachtet, waren schön zu nennen. Das zusammenhängende Ganze, dem das Prädikat schön eigentlich nicht gut ertheilt werden konnte, glich mehr einer idealen künstlerischen Schöpfung, als einem Wesen, das die Lebendigkeit zu vertreten hat und diese in einer gewissen Ausdrucklosigkeit verleugnet; dessenungeachtet war Hedwig eine Schönheit und man würde kein Unrecht begehen, wenn man mit den Worten eines Dichters sagte: „schön, aber auch kalt wie Marmor.“

Hedwig befand sich im neunzehnten Jahre gewissermaßen noch in einer Entwickelungsperiode und es ließ sich annehmen, daß sie in baldiger Zeit den Erwartungen, die man in sie setzte, vollkommen entsprechen würde. Blond von Haaren und blau von Augen mit purpurnen Wangen und Lippen, und von einem durchweg zarten und weißen Teint, strahlte Hedwig als ein schöner Stern in allen Gesellschaften, in welchen die

Herrenwelt wetteiferte süße Schmeicheleien auszuschütten, die von der erröthenden Schüchternheit stillschweigend gebilligt schienen. Nina hingegen schenkte dergleichen gleißnerischen Worten keine besondere Aufmerksamkeit und ein eigner Ernst, der ihr nicht übel stand und den sie bei jeder Unterhaltung zur Schau trug, hielt ihre ebenso zahlreichen Bewerber in den gemessensten Schranken der Etikette; wiewohl sich Nina, wenn sie sich unbeachtet hielt, einer an Ausgelassenheit grenzenden Heiterkeit stets überließ und der ihr näher stehenden Umgebung durch mancherlei Einfälle und Scherze angenehm die Zeit verkürzte.

An einem schönen Winterabende des Jahres 1828 befanden sich beide Schwestern allein im Hause und arbeiteten emsig an zierlichen Stickereien, welche zur Weihnachtsfreude für die gute Mutter bestimmt waren und nur in Abwesenheit derselben gefertigt werden konnten.

Die Gräfin von der Rhede benutzte in Be-

gleitung der Gesellschafterin den gelinden Abend um Einkäufe zu dem bevorstehenden Feste für ihre Töchter zu machen; denn auch sie suchte bei jeder Gelegenheit durch alle nur möglichen Aufmerksamkeiten ihre Liebe zu beweisen.

„Gott sei Dank," rief Nina erfreut, „eine Arbeit wäre nun vollendet," und sie begann die Fäden zu zerschneiden, welche den aufgespannten Cannavas an dem Stickrahmen festhielten und so die Arbeit erleichterten.

„Nina," sagte Hedwig, „ich begreife Deinen Geschmack nicht. Wie schön, wie herrlich würde sich diese Zusammenstellung der äußerst geschmackvoll gewählten Blumen auf weißem statt auf schwarzem Grunde ausnehmen. Der weiße Cannavas als Grundstoff würde das Ganze zarter und sanfter machen. Aber nein, da hilft kein Reden und Rathen; schwarz oder kirschbraun ist die Alternative."

„Schwester Hedwig, immer das alte Lied; schwarz oder kirschbraun — und so wird es jetzt wohl auch bleiben müssen, da ich nicht Lust hege,

die Arbeit noch einmal anzufangen, um dahin zu gelangen, wo ich bereits bin."

„Nun, wie Du denkst; aber schön ist sie nicht und auch nicht modern!"

„Kann wohl sein; ich verberge meine Unwissenheit zum Theil in diesen beiden Grundfarben, welche ich liebe und darum ihnen auch treu bleiben will; eine so geschickte Arbeiterin wie Du, Schwester Hedwig, hat freilich keinen solchen Zufluchtsort nöthig."

„Spotte nur."

„Nicht im Mindesten; denn es wird Niemand leugnen können, daß Du mir überlegen bist, ja daß Du überhaupt für eine Meisterin in diesem Fache giltst."

„Gott behüte! aber ich glaube einen besseren Geschmack zu besitzen, daher meine Auswahl stets eine glücklichere als die Deine sein wird."

„Schwester Hedwig, höre mich an: neulich betrachtete ich mir mehrere Sachen, welche die gute Mutter in ihrer Jugend gefertigt, und ich fand, daß ihr Geschmack mit dem meinigen eine sehr bedeutende Aehnlichkeit hatte."

„Das gebe ich gern zu. Die gute Mutter hat es auch darin nicht weit gebracht und kann nie als Beispiel zur Nachahmung dienen. Und was die Stückmuster anbetrifft, so denke nur zwanzig Jahre zurück."

„Du willst damit sagen, daß sie unmodern geworden, aber ich sage Dir schön bleibt immer schön. Die Zeit hat die Blumen in der Natur nicht verändert."

„Das ist allerdings wahr, — aber in einer Zeit von zwanzig Jahren hat der schöpferische Geist des Künstlers eine für die Gegenwart passendere Einkleidung und Anordnung getroffen!"

„Schön gesagt. Punktum! ich erkläre mich für besiegt." —

Nina stand lächelnd auf, legte den Rahmen, welchen sie während dieses Zwiegespräches auseinander genommen, bei Seite, und verbarg die vollendete Arbeit; dann suchte sie in dem Fache eines Sekretairs, in welchem eine Menge Muster in Unordnung umher lagen, nach einem neuen Muster für eine zweite Arbeit.

In dem erwähnten Fache befand sich auch

ein stets verschlossen gehaltenes Kästchen, dessen Inhalt die Neugierde beider Mädchen schon längst angeregt hatte. Diesmal aber war durch die Unvorsichtigkeit der Gräfin von der Rhede der Schlüssel stecken geblieben. Nina bemerkte dies alsbald, und mit einem plötzlichen Schrei der Freude, welcher die fleißige Stickerin Hedwig erschreckte, rief sie: „Schwester Hedwig, an dem Kästchen befindet sich der Schlüssel!"

Hedwig sprang herbei und nun durchwühlten beide Schwestern mit gieriger Hast die seltenen Gegenstände.

Das Kästchen verbarg die kleineren Ueberreste aus dem Nachlasse der Gemahlin Don Miguels ...., sowie die von derselben in der ersten Zeit der Gefangenschaft abgefaßten Memoiren einer unglücklichen Frau.

Die einzelne Gegenstände, deren nicht viele darin waren, weil der Raum des Kästchens nicht mehr beherbergte, wurden herausgenommen und betrachtet, und nachdem die in italienischer Sprache geschriebenen Memoiren durchblättert, aber der Unkenntuiß der Sprache wegen nicht gelesen wer-

den konnten, fesselte eine französische Schrift die Aufmerksamkeit Beider auf's Neue.

Diese Schrift enthielt die gerichtliche Urkunde, welche der Gräfin von der Rhede als Pflegemutter der als Tochter angenommenen Nina zugestellt worden war.

Unglücklicherweise entdeckte diese Urkunde das Geheimniß der Geburt Nina's, welche den Inhalt dieser gerichtlichen Ausstellung vollkommen begriff. Sie schauderte bei dem Gedanken zusammen, daß sie die Tochter eines Verräthers sei, der zum lebenslänglichen Gefängniß verurtheilt worden war und in demselben seinen Tod gefunden hatte.

„Man hat mich getäuscht, Schwester Hedwig," sagte Nina tief erschüttert, „ich bin eine Waise — und habe keine Mutter und keine Schwester mehr."

Unter lautem Schluchzen und mit einem Ausbruche von Thränen umschlang sie den Hals der erstaunten Hedwig, welche den Zusammenhang noch nicht zu erfassen vermochte.

Die Kräfte hatten Nina verlassen und an

die Stelle des gewichenen Lebens trat eine Ohnmacht.

Hedwig wand sich mit Mühe los und legte mit der herbeigerufenen Friederike, welche mit Annahme Nina's in den Dienst der Gräfin gezogen wurde, die in Ohnmacht gesunkene Nina auf ein in der Nähe stehendes Sopha.

Als die Gräfin von der Rhede gleich darauf mit ihrer Gesellschafterin zurückkehrte, lag Nina noch in einem völlig bewußtlosen Zustande; neben ihr knieten weinend Auguste und Friederike.

„O mein Gott, was ist hier geschehen!" rief die von dem Anblick ergriffene Gräfin in einem schmerzlichen Tone, der die Aengstlichkeit ihrer Seele ausdrückte — und ein Strom von Thränen benetzte das Gesicht der Ohnmächtigen.

„Sie weiß Alles!" flüsterte Friederike der Gräfin in's Ohr und zeigte dabei auf das entleerte Kästchen.

„O mein Gott, Alles?" wiederholte die Gräfin.

„Ja — leider!"

„Ich ahnte es!"

VII.

Der Gegenbesuch.

Wenn auch mancherlei wichtige Gründe einen gerechten Anlaß zur Auflösung, ja zur völligen Vernichtung des zwischen dem Baron Kinitz und dem Grafen Rosen bestehenden Freundschaftsverhältnisses in verschiedenen Fällen und zu verschiedenen Zeiten gegeben hatten, so wurde dasselbe doch beiderseitig mit Pietät gepflegt. Dem Baron Kinitz gereichte aber das Bestehen desselben zu einer besonderen Ehre, denn er gerade hatte die gerechteste Ursache zur Lösung desselben; sein Character aber, der jedes Vorurtheil verwarf, vertrug keine Art kleinlicher Rache.

Als Kriegskameraden hatten sie sich kennen gelernt, und aus einer anfänglich oberflächlichen Bekanntschaft wurde ein wirkliches intimes Freundschaftsband.

Der Offizierstand, welcher vom Adligen in der heutigen Zeit noch gepachtet zu sein scheint, gefällt sich trotz seiner glanzvollen Stellung in Friedenszeiten nur eine gewisse Jahrenreihe hindurch. Das ewige Einerlei der strategischen Uebungen, der mechanisch todte Gang derselben, dazu der formelle Zwang ermüden und tödten den aufstrebenden Geist der Meisten, welcher sich aus der Jugendlichkeit herausgearbeitet hat — und lassen ihn das, was ihm einst ein großes Glück dünkte zu erreichen, endlich unangenehm oder langweilig finden und darum als verwerflich fliehen. Der bedeutendste Hebel eines solchen Entschlusses mag die Gebundenheit der Handlungsweise sein, die sich immer als eine unfreie äußert. In ceremonielle Formen eingeengt, ist er gewissermaßen zur Erschlaffung angewiesen; zumal da ihm vorgeschrieben wird, mit dem größten Theile der Menschheit nicht in Verkehr zu treten und die

Uebertretung dieses Gebotes als eine Entehrung im Geheimen bezeichnet wird, bildet das Offiziercorps gezwungenermaßen in den meisten Ländern eine eigene, alleinstehende Menschenclasse, der unwillkürlich und wider Willen eine gewisse Einseitigkeit eingeimpft wird.

Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß das glänzende Elend, als welches der Offizierstand bei den Unbemittelten vom Volke mit Recht bezeichnet wird — und hinter dem man eine gewisse Seichtheit geistiger Ausbildung auf die angenehmste Weise verbirgt, neben seinen Schattenseiten auch viele Lichtseiten vereinigt, welche das Leben zu einem höchst angenehmen und zufriedenen machen.

Die Einführung in die vornehmsten und reichsten Familien — will man dies als ein Glück des Lebens betrachten — kann Nichts im Wege stehen, und verschafft dem nach einer besseren Erziehung lechzenden Jünglinge oft eine pecuniäre Sicherheit, durch die Schließung einer Ehe mit einer verhätschelten Madonna, nach der sein Streben im Stillen längst gerichtet gewesen, und wo-

zu er die ganze Beredtsamkeit und Liebenswürdigkeit aufbietet.

Dies hat er namentlich dann nur seiner Stellung zu verdanken, welche jede Schwierigkeit von vorn herein überwindet. —

Den Baron Kinitz und den Grafen Rosen führte die Würde eines Offiziers in das Haus der Gräfin von der Rhede ein.

Die Sommermonate brachte bekanntlich die Gräfin von der Rhede mit ihren beiden Töchtern an ein und demselben deutschen Orte zu, gleich wie sie die Wintermonate bisher in Paris verlebte.

Ein preußisches Regiment, in dem der Baron Kinitz und der Graf Rosen als Offiziere dientn, bezog neue Cantonirungs-Quartiere und rückte in diejenige deutsche Stadt ein, welche sich die Gräfin zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt hatte.

Die Gräfin von der Rhede bildete mit ihren schönen und geistreichen Töchtern, so zu sagen, den Glanzpunkt in allen Gesellschaften und schien überall den Ton anzugeben.

Der Baron Kinitz und Graf Rosen waren

ihr willkommene Gäste und hatten zu jeder Stunde des Tages Eintritt.

Beide Herren, noch jung, bewarben sich um die Zuneigung und Liebe der jungen Damen; und als der Baron um die Hand der interessanten Nina bei der Gräfin ansprach, war dieselbe schon im Geheimen dem Grafen Rosen gegeben worden. Kinitz fühlte sich dadurch verletzt und blieb von dieser Zeit ab weg.

Es war somit ein gerechter Grund zur Trennung des zwischen ihm und dem Grafen bestehenden Freundschaftsverhältnisses vorhanden; aber dies machte auf den Baron nicht die mindeste Störung. Man wußte wohl oder ahnte es vielmehr, daß er Nina sehr zugethan war und sie über alle Maßen liebte, dennoch ließ er keine Aeußerung fallen, die das Geahnte bestätigte; er wünschte dem Grafen mit der größten Herzlichkeit und scheinbaren Aufrichtigkeit Glück zu diesem Bündniß.

Die beiden Freunde verließen sofort nach diesem Vorfall, im Jahre 1834, den Militairdienst. Rosen zog sich auf seine Güter zurück, um seine

Verhältnisse zu ordnen, und Kinitz begab sich ins Ausland.

Ein Jahr später verband sich Rosen mit Nina und Kinitz, welcher die Einladung zum Hochzeitsfeste aus der Ferne abgeschlagen hatte, schwor unverheirathet zu bleiben, da er das Ideal, welches er erreicht zu haben wähnte, nicht mehr erringen konnte.

Als der Baron Kinitz das Gemach des Grafen verlassen, begab sich derselbe in seine Behausung.

Der Graf von Rosen beeilte sich jetzt, Nachforschungen anzustellen, deren Resultat er seinem Freunde zu überbringen hatte.

„Georg," brüllte der Graf. Der Diener erschien. „Georg," begann der Graf in einem gemäßigteren Tone, „ist Dir etwas von einer Liebschaft der Kammerzofe Laura mit dem Leibjäger des Grafen von der Rhede bekannt?"

„O freilich, Herr Graf. Der Jäger Ro-

bert kam alle Tage und schlich sich, wenn es dunkelte, in das Cabinet der Zofe. Ich habe ihn mehrmals dabei ertappt."

„Ist das gewiß?"

„Ganz gewiß?" —

„Bist Du mit dem Leibjäger befreundet?"

„Nun ja — so — so; wir sehen, grüßen und sprechen uns; guten Tag, guten Weg!" —

„Also eine oberflächliche collegialische Freundschaft."

„Zu befehlen!"

„Georg, ich wünschte den Leibjäger zu sprechen."

„Der Herr Graf wollen ihn wohl in Dienst nehmen?"

„Das nicht; ich habe mit ihm nur Einiges zu sprechen; darum trage ich Dir auf ihn in meinem Namen zu bitten sogleich einmal hierher zu kommen."

„Zu befehlen, Herr Graf!"

Georg ging, kehrte aber bald darauf mit einer ungenügenden Antwort zurück.

Wie wir wissen, war Robert mit seiner

Herrschaft so plötzlich und schnell abgereist, daß ihm nicht einmal Zeit übrig blieb, von seiner geliebten Laura Abschied zu nehmen.

Den Grafen versetzte die ihm von Georg überbrachte Antwort in eine mißmuthige Stimmung; er sah dadurch die Befolgung des Planes, welchen der Baron vorgeschrieben und den er für klug befunden, als aufgelöst an. Jede Verzögerung konnte ihm nicht nur schädlich werden, sondern auch die Idee: mit seiner Gemahlin wieder zusammen zu leben, gänzlich vernichten.

Nach vielem Hin- und Hersinnen, welches ihn, trotz großer Anstrengungen auf keinen klugen Einfall brachte, hielt er es für das Beste den Baron aufzusuchen; was er auch sofort ausführte.

Der Baron Kinitz stand zu der Gräfin Nina Rosen in einem eigenthümlichen Verhältnisse. Wenngleich die Gräfin ihm das Nachsehen gelassen, indem sie seinen Freund, den Grafen Rosen zum Gatten gewählt hatte, entgalt derselbe

ihr dies auf keine Weise; er ließ es sich vielmehr angelegen sein, wenn der Zufall ihn in ihre Nähe brachte, sie auf die angenehmste Art zu unterhalten, und verstand es, so wenigstens sich ihre Achtung zu erhalten, da sie seine Liebe nicht hatte theilen wollen.

Der Baron verbarg aber den Gluthblick seiner Seele tief in seinem Herzen und nie verrieth ein unbedachtsames Wort den Sturm der Gefühle, welcher in seinem Innern wüthete.

Als nach Verlauf von zehn Jahren, seit der Verheirathung Ninas mit dem Grafen, das Verhältniß zwischen diesen lockerer geworden und zu zerfallen drohte, übernahm der Baron die Rolle eines Vermittlers in dieser delikaten Angelegenheit und seine Bemühungen erlangten stets das Ziel, welches er erreichen wollte.

Dem scharfen Auge Ninas entging aber von alle dem, was der Baron für sie that, Nichts, und die Maske, welche derselbe klug und vorsichtig gebrauchte, hatte schon längst ihren Verräther gefunden.

Je mehr aber der Baron seine Liebe zu ver-

bergen suchte, desto mehr entfaltete sich bei der Gräfin die Liebe für denselben, und ließ die Abneigung gegen ihren Gemahl immer stärker hervortreten.

Die Gräfin war klug und schlau genug, eine gleichmäßige Kälte des Benehmens zu heucheln, welche das Feuer der Liebe bei dem Baron immer mehr anschürte und anfachte und den endlichen Ausbruch der mit Gewalt unterdrückten Flammen um so mächtiger zu verheißen schien.

Baron Kinitz beging gegen den Grafen Rosen, welcher von diesem gefährlichen und gährenden Elemente keine Ahnung hatte, unwillkührlich einen bedeutenden Grad von Unehrlichkeit, welcher leicht zu einem gänzlichen Verrathe der Freundschaft werden konnte.

Wie oft fühlte er sein Unrecht, — wie oft gestand er sich, daß Nichts damit zu erreichen sei und daß er sich nur selbst unnütz peinige, — wie oft faßte er die ernstesten Vorsätze; aber wie verschwand Alles, wenn er in das schwarze Auge der interessanten Frau blickte.

Die Zerrüttung seines Herzens machten seine

Glieder erzittern; in der größten Verzweiflung — mit dem Geschick hadernd — jagte er von dannen.

Ein Leidender verließ er Berlin, um im Süden Europa's die Qualen seiner Seele zu vergessen.

Wenn aber in bangen und einsamen Stunden die Gedanken den irren und unsteten Wanderer in die Gemächer seines Freundes trugen, dann schwelgte er wiederum im reichsten Genusse des Anschauens seines holden Bildes, und er vermochte dem Drange nicht zu begegnen, zurückzukehren nach dem Norden, wo dem Herzen vor langen Jahren eine unheilbare Wunde geschlagen worden war.

„Ich muß hin zu ihr!“ — dies waren die einzigen Worte, welche kaum hörbar dem Unbelauschten entschlüpften — und die Stunden zählend, spornte er wild die feurigen Rosse zum geflügelten Laufe an.

Von einer solchen Zerstreuungsreise war der Baron erst zurückgekommen, als er dem Grafen Rosen den nächsten Morgen einen Besuch abstattete, dessen Ergebniß wir bereits vernommen haben.

„Verteufelt,“ sagte der Baron, als er das Gemach des Grafen Rosen verlassen hatte — „die Abreise der Gräfin Nina vernichtet meine schönsten Hoffnungen — und mit der Spitze seines Spazierstockes nach den hervorragenden Pflastersteinen schlagend, trollte er sinnend nach Hause, wo er sich Betrachtungen überließ, die ihn auf einen guten Ausweg führten.

„Ich wollte ja gern den Vermittler wieder spielen und ihr nachreisen,“ begann er flüsternd, „wenn ich nur eine geringe Spur fände. Ich bin überzeugt, daß die Gräfin nur meinetwegen diesmal abgereist ist und daß sie, sobald sie meine Rückkehr in Erfahrung gebracht, durch irgend ein Zeichen mir den wahren Aufenthalt, wie zufällig, verkündigen wird. Sie haßt und verachtet den Grafen, welcher in seinem Leichtsinn zu weit gegangen ist, darum flieht sie ihn. Die Vernachlässigung, seine Gesellschaften, das nächtliche Treiben, die Liaison am Theater, sind gerechte Ursachen zur Verachtung.“

Der Baron, welcher sich bei diesem leisen Selbstgespräche auf einen Stuhl nachläßig gelehnt

hatte, stand jetzt schweigend auf, und mit weit über den Rücken gekreuzten Händen, den Kopf hängend, durchschritt er die unwirthlichen Räume seiner meist verlassen stehenden Junggesellenbehausung. Mit einem Mal blieb er stehen, und den Zeigefinger auf die Mitte der Stirn stellend, rief er: „Nun ist mir Alles klar! Die Gräfin Nina sprach vor meiner Abreise, daß sie ihren jüngsten Knaben an einen Ort in Schlesien zu bringen gesonnen sei und ihn einem erfahrenen Arzte, der ihr empfohlen worden ist, übergeben wolle. Richtig — dahin ist sie gereist" — und hoch erfreut rieb er sich unaufhörlich die Hände, und die Lachmuskeln setzten sich in Bewegung.

Die Glocke schellte, — der Baron ging nach der Thür. — Der Graf von Rosen trat herein.

„Da bist Du schon, alter Junge," rief der Baron; „aber sage mir, was machst Du für ein grämliches und abscheuliches Gesicht?"

„Ach Gott," seufzte der Graf, „die Sachen stehen sehr traurig."

„Traurig? Wie so?"

„Der Leibjäger Robert ist mit seiner Herrschaft auf unbestimmte Zeit verreist!"

„Das thut Nichts! Hier kommt es nur darauf an, ob ein Verhältniß zwischen Laura und Robert bestanden hat oder noch besteht?"

„Das hat bestanden und —"

„Nun gut, mehr bedarf ich nicht."

„Was wirst Du nun thun?"

„Ich werde —" der Baron hielt inne —

„Du wirst?"

„Ich werde den Dritten spielen!"

„Das versteh' ich nicht."

„Nun, so höre mich an, wenn Du durchaus Alles wissen willst. Es muß ein Schreiben an Robert abgefaßt werden, worin man demselben das, was wir besprochen haben, auseinandersetzt; — dies übersenden wir ihm anonym."

„Und — was haben wir denn besprochen?"

„Mein Gott — die Bedingungen müssen wir erfahren, welche Du unklugerweise unterschrieben hast."

„Ja, richtig; aber weißt Du denn wohin der Graf von der Rhede gereist ist?"

„Das weiß ich!“

„Das weißt Du?“

„Ja, oder das kann ich vielmehr von einem meiner und des Grafen Freunde erfahren.“

„Was soll uns dies aber nützen?“

„Robert weiß gewiß wohin die Gräfin — Deine Gemahlin — sich mit Laura begeben.“

„Das ist möglich.“

„Wahrscheinlich sogar! — Und wenn wir dies genau wissen, dann sind alle Schwierigkeiten überwunden.“

„Wie so?“

„Wie so, wie so, wie so? Deine ewigen Fragen! Sei so gut und überlasse mir ganz und gar diese Angelegenheit, oder ich mische mich nicht im Geringsten darein.“

„Aber lieber Freund?“

„Was ich thue, geschieht für Dich; Du weißt, daß meine Bemühungen immer erfolgreich gewesen sind —“

„Das ist wahr!“

„Mithin“ — und der Baron sah ihn fest an.

„Nun gut, ich verlasse mich ganz auf Dich —“

„Recht so!“ und der Graf gab dem Baron die Hand, welche dieser derb schüttelte.

„Jetzt aber laß uns ein wenig ausgehen — ich habe keine Ruhe in diesem Zimmer. Es ist mir so unheimlich — und tausend Dinge gehen mir durch den Kopf — ich könnte noch krank werden.“

Beide waren im Begriff sich zu entfernen, als an die Thüre geklopft wurde.

„Herein,“ schrie der Baron!

Der Briefträger übergab dem Baron einen Brief.

„Ei das ist herrlich,“ jubelte der Baron, nachdem sich der Postbote entfernt hatte — und verbarg das Empfangene in seiner Brusttasche.

„Von wem?“ fragte der Graf.

„Ein Freund, mit dem ich die Schweiz im vorigen Jahre bereist und den ich diesmal wieder getroffen, meldet mir gewiß seine Ankunft; — doch dies hat Zeit,“ warf der Baron leicht

hin — und eine dunkle Röthe überflog plötzlich sein schon von Natur geröthetes Gesicht.

Der Baron hatte die Schriftzüge erkannt.

Beide verließen das Gemach.

Die Absenderin dieses Schreibens war Nina, die Gemahlin des Grafen Rosen.

VIII.

Die Veränderung.

Die Gräfin von der Rhede, welche Nina gleichwie ihre eigene Tochter liebte, machte sich über ihre Unvorsichtigkeit die bittersten Vorwürfe und versuchte Nina so gut als möglich zu trösten.

Die Lust zum Leben schien bei Nina mit der gemachten Entdeckung gestorben zu sein. Vergebens wiederholte ihr die Gräfin, daß ihr Vater als ein unschuldiger Mitwisser eines Complottes in's Unglück gekommen sei; vergebens stellte sie ihr vor, daß ihre Mutter die ganzen Familienverhältnisse in den Memoiren niedergelegt habe und daß sie dieselben als ihr größtes Vermächtniß

zu betrachten habe, — Nina vermochte es nicht sich zufrieden zu geben und überließ sich still ihren Schmerzen.

Das lebenslustige Mädchen war ein ernstes und verschlossenes geworden.

Die liebreichen Worte der Gräfin besänftigten sie zuletzt und die betrübte Seele schien sich wieder erheitern zu wollen — aber dem war nicht so. Nina verbarg den Gram, der in ihrem Herzen eingekehrt war, den Augen ihrer Umgebung; aber wenn sie allein war, weinte sie bitterlich.

In dieser traurigen Lage überraschte sie eines Tages die Gräfin von der Rhede.

„Nina," sagte sie in einem milden Tone, „ich glaubte, Du habest keinen Zweifel in meine Worte gesetzt; jetzt sehe ich aber, daß Du Dich noch immer fort einer Traurigkeit unnütz hingiebst. Ich hatte dem Himmel gedankt, daß er Dich in meine Hände gegeben und daß ich Dir eine Deinem Stande entsprechende Erziehung habe ertheilen können — und Du willst meine Liebe zu Dir so verkennen."

„O ich weiß, gute Mutter," versetzte Nina, „daß Du sehr viel an mir gethan hast, und daß ich nie im Stande sein werde, die Wohlthaten, mit denen Du mich, ein unglückliches Kind, überhäuft hast, zu vergelten."

„Das kannst Du jederzeit und dadurch, daß Du mich wiederliebst und mich jetzt als Deine Mutter betrachtest."

„Höre Nina — verlasse den Weg, der Deine Gesundheit zerrüttet und folge mir."

„Suche eine Zerstreuung, sie wird Dir heilsam sein. Es ist nicht gut, wenn man sich den Schmerzen und den Leiden ganz überläßt. Befolge die Rathschläge, die ich Dir gebe und Du wirst wohl daran thun. Ueber die Handlungen der Vorsehung, welche allein die Wege der Zukunft kennt, maaße Dir kein Urtheil an und am Allerwenigsten versündige Dich an ihr durch die Art Deines Benehmens, welches Gott nicht wohlgefällig sein kann."

Nina unterdrückte ihre Thränen.

„Preise den Herrn, dessen Wege für uns immer unerforschlich bleiben werden und betrachte

seine Handlungen, welch' Leid sie auch über Dich augenblicklich bringen, als eine Wohlthat. Wir Menschen wissen nicht, wie es uns noch ergehen kann."

„Sieh'," sagte die Gräfin, „da Du weißt, wer Deine Eltern gewesen sind, so wende Alles an, um durch einen streng rechtschaffenen Lebenswandel Dich ihnen würdig zu machen; denn sie waren edle Geschöpfe, wie ich durch meine Erkundigungen erfahren habe."

„Aus den Memoiren, welche Deine gute unglückliche Mutter in ihrer Gefangenschaft niedergeschrieben, wirst Du alles Nähere erfahren."

„Befleißige Dich, die spanische und italienische Sprache zu erlernen; ich will Dir Mittel und Gelegenheit dazu bieten, — und dann magst Du den Inhalt der Memoiren, welche kein Mensch außer Dir kennen lernen soll, selbst erfahren."

Nina erhob die Augen und schaute die gute Pflegemutter an. Ein Blick verrieth den Dank für die gespendeten Worte.

Die Gräfin umarmte und küßte ihre Tochter.

„Ich werde nicht mehr traurig sein," antwortete

Nina; „das Geschehene läßt sich nicht ungeschehen machen; aber erinnern will ich mich an meine Eltern täglich — und sie in mein Gebet einschließen."

„So ist es recht, mein gutes Kind," und die Gräfin streichelte ihre Wangen.

Hedwig trat ein, die Unterredung hatte ein Ende.

„Kinder," sagte die Mutter, „eines schönen Tages wollen wir den Grabhügel der Eltern Nina's aufsuchen — und mit selbst geflochtenen Kränzen die Gräber schmücken. Der böse Winter soll uns nicht daran verhindern einen Frühling auf den verfallenen Hügeln zu erhalten. Nichtwahr?"

„Ja, liebe Mutter!" stimmten die Kinder ein. Nina schlich sich traurig von dannen.

Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns in ihnen, sagt ein altes Sprichwort, das sich bis auf unsere Zeiter fortgepflanzt und welches die Erfahrung als bewährt gefunden hat.

Die Gräfin von der Rhede verlobte im Jahre 1834 ihre beiden Töchter. Der Verlobte Hedwigs war der Graf von der Rhede, ihr leiblicher Cousin, und der Nina's der Graf Rosen.

Baron Kinitz und Graf Rosen hatten mit dem Grafen von der Rhede kein Freundschaftsverhältniß eingehen mögen, weil die Eigenschaften seines Charakters ihn zu einem unangenehmen und unerträglichen Gesellschafter machten.

Ein lebhafter Wortwechsel hob die flüchtige Bekanntschaft des Baron Kinitz mit dem Grafen von der Rhede auf, und Graf Rosen beschränkte seinen Umgang vorzugsweise auf die Person des Baron, den er als einen alten Freund liebte und schätzte und von dem er sich nicht getrennt wissen wollte.

Die beiden Freunde vermieden von nun an den Umgang des Grafen von der Rhede, welcher diese Zurücksetzung Rosens dem Baron zur Last legte und darum noch erbitterter auf ihn wurde.

Der Graf von der Rhede ging in seiner Kleinlichkeit so weit, daß er nach der Verheira-

thung, seiner Gemahlin Hedwig den Umgang mit Nina untersagte.

In dem Zeitraume von 1828—1834, wo die Verlobung Beider stattgefunden, unterzog sich die Gräfin von der Rhede, die Tante des Grafen von der Rhede, mit ihren Töchtern mehreren Vergnügungsreisen, welche ihre Ausbildung erweitern sollten.

Auf einer dieser Reisen lernte Nina ihren Geburtsort Madrid nebst den noch vorhandenen Verwandtschaftszweigen kennen.

Nina, die sich mit allem Eifer der Erlernung ihrer beiden Muttersprachen: spanisch und italienisch, hingegeben hatte, vernahm mit der größten Spannung alle die Erzählungen, welche die elterlichen Verhältnissen berührten.

Ein bedeutender Theil von Geräthschaften wurde ihr in ihrem Heimathsorte zugestellt, sowie die Herausgabe ihres väterlichen Erbtheils, welches vertheilt worden war, in Güte bewirkt.

Vor Allem aber betrachtete Nina mit Entzücken das Bild ihres Vaters und bedauerte sehr, nicht ein Gleiches von ihrer Mutter erhalten zu

können. Ein Miniaturgemälde stellte zwar das elterliche Paar vor, aber die Zeit hatte die Gesichtszüge entstellt und unglücklicher Weise die Farben des mütterlichen Gesichts gänzlich verwischt.

Der Hochzeitstag nahte heran und die fleißigen Hände, welche einen großen Theil an der Ausstattung gehabt, ruhten von der Anstrengung aus.

Die Gräfin von der Rhede saß mit Hedwig und der Gesellschafterin eines schönen Sommertages plaudernd am Fenster und schauten bisweilen hinaus auf das Städtchen, welches vor ihren Blicken ausgebreitet lag.

Nina aber saß am Schreibtische und arbeitete emsig.

„Nur einen Augenblick bitte ich um Ruhe und Ihr werdet sehen, welch' ein poetisches Product ich wieder einmal zu Tage gefördert habe; — der letzte Vers, er will mir gar nicht glücken,"

sagte Nina und berührte mit der Spitze ihres zierlichen Fußes stampfend den Boden.

Die Damen schwiegen.

„Halt," rief Nina jetzt, „der Gedanke ist gut! So etwas Traurigkeit muß dabei sein."

Und wieder schrieb sie; bald aber stand sie auf und begann: „Der unglückliche Baron Kinitz ist der Gegenstand meines Gedichtes. Der Inhalt desselben: Liebe, Sehnsucht, Wehmuth — Schmerz."

„Ich bezeichne dies Product als ein gelungenes und Euer Urtheil wird dies bekräftigen!"

„Ich bitte, meine Herrschaften," sagte Nina scherzend, „schenken Sie mir ein geneigtes Ohr und kritisiren Sie nicht allzustreng. Sie wissen vollständig, was ich damit sagen will. Meine Arbeiten sind, wie der hochwohlweise und allwissende Superintendent unseres Städtchens oft ausgeschrieen hat: nur Diletantenarbeiten, und troz dieses vernichtenden, mit Verstand ausgesprochenen Urtheiles schmeichle ich mir dennoch stolz darauf zu sein."

Alle lachten; — denn Nina hatte die Physiognomie des alten grämlichen Pfarrers, der

seiner Schwestern wegen nicht heirathen durfte, nachgeahmt. Sie nahm eine steife Stellung an, drückte das Kinn auf das Brustblatt und begann pathetisch:

Eh' des Frühroths Feuerstrahl
Wieder küsset Berg und Thal,
Eh' die Lerche noch erwacht,
Hab' ich Deiner schon gedacht!

Eh' noch Nachtigall, die süße,
Sich im Liebeslied ergieße;
Wenn die Welt noch schlafestrunken,
Bin ich in Dein Bild versunken.

Eh' der Sterne Silberglanz
Noch im Ost erbleichet ganz;
Eh' der Blätter seltsam Rauschen
Wandrer in dem Walde lauschen,

Ging ich schon in die Natur,
Deiner zu gedenken nur,
Daß im heilig stillen Haine
Leichter sich die Thräne weine;

Denn allein die tiefe Nacht
Ist es, die mich traurig macht.
Fliehen muß ich die am Tage,
Die ich tief im Herzen trage.

„Nun, wie gefällt Euch dies Gedicht?" fragte Nina nach Beendigung.

„O nicht übel, meine gute Tochter, Du machst immer bessere Fortschritte," antwortete die Gräfin.

„Herrlich," urtheilte Hedwig.

Die Gesellschafterin nickte wohlgefällig mit dem Kopfe. Die poetischen Worte hatten sie ergriffen. Vergangene Zeiten drängten sich ihr vor die Seele und preßten ihr heiße Thränen aus. Die Unglückliche dachte an ihre erste und letzte Liebe.

„Ich danke Euch," sprach Nina, „für Eure Complimente; ich wußte es wohl, daß Ihr damit zufrieden sein und Ihr mich für den alten Pfarrer entschädigen würdet, der meine Erzeugnisse als eine Auswahl schlechter Gedichte bezeichnet. Und dennoch gleiche ich ihm nicht im Geringsten; denn was ich liefere, ist meine eigene Schöpfung, die Verwirklichung meiner eigenen Idee, aber was er liefert, ist weiter nichts als die Abnutzung alter Predigtbücher, mit herzzerreißenden Texten, die durch einen weinerlichen Vortrag noch ängstlicher

werden und mit einem nach dem Himmel gerichteten Blicke erobert er stürmisch die kleinstädtische Welt."

„Nina! Nina!" sagte die Gräfin drohend, aber sie vermochte das Lachen nicht zurückzuhalten.

„Laß gut sein, Mama, Du weißt ja, wie ich's meine," antwortete Nina.

„Aber jetzt wollen wir einmal sehen, ob sich zu diesen schlichten Reimen eine passende Melodie finden läßt."

„Ich will Dichterin und Componistin sein," sprach sie triumphirend und setzte sich an das Instrument."

Die zarten Finger schienen nur die Tasten zu berühren, so leicht handhabte sie das Instrument, welches harmonische Klänge erschallen ließ. Ein Uebergang aus allen Tonarten künstlerisch verbunden, und mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, bildete die Einleitung, welche sie auf die Idee der Composition bringen sollte.

Das Thema war bald gefunden. Zwei rasch hinter einander angeschlagene volle Accorden bezeichneten den wirklichen Anfang.

Aus jedem Takte, den sie anschlug, konnte man den Text der vorhergelesenen Worte hören.

Nachdem Nina das Spiel glücklich zu Ende geführt hatte, sang sie mit kräftiger Altstimme die einzelnen Strophen des Gedichtes ab, indem sie sich dazu begleitete.

Der Vortrag entzückte die Anwesenden. Nina spielte mit Gefühl. Die Macht ihrer Töne bezauberte Alle, die sie hörten.

Die Anwesenden, überrascht von dem Spiel, waren im Begriff, gebührende Lobeserhebungen auszuschütten, als Friederike eintrat und den Grafen von der Rhede anmeldete.

Die Gesellschaft hatte das Rollen des Wagens, welcher vor der Hausthüre hielt, überhört.

Der Graf von der Rhede trat ein.

Das Jahr 1835 brachte in der Familie der Gräfin von der Rhede eine große Veränderung hervor.

Die beiden Töchter waren in Berlin verheirathet und hatten nun ihren eigenen Hausstand·

Die Gesellschafterin verließ trotz vielen Bitten die ältliche Frau und ging mit einem mühsam ersparten Kapitale in ihre Heimath Paris zurück, welches die Gräfin die letzten Jahre vor der Verheirathung ihrer Töchter, gegen ihre Gewohnheit, nicht mehr besucht hatte.

Friederike, alt und schwach, blieb allein bei der Gräfin, welche ihren kleinen deutschen Wohnort mit der Residenz vertauschte, und versah das Hauswesen, da die Gräfin abwechselnd bei ihren Töchtern lebte.

Nina und Hedwig, oder vielmehr Gräfin Rosen und Gräfin von der Rhede kamen selten zusammen und sprachen sich nur heimlich in der Wohnung ihrer Mutter.

Der Graf von der Rhede wurde Diplomat und bekleidete späterhin einige Jahre hindurch einen Gesandschaftsposten im Auslande, von dem er dann nach Berlin wieder zurückkehrte.

Die Gräfin von der Rhede begleitete ihre Tochter Hedwig — und starb kurze Zeit nachher, fern von ihrer Pflegetochter Nina, beweint und

betrauert von Jedem, der sie noch kennen gelernt hatte.

Wir kehren daher, nachdem wir die Verhältnisse so weit als es uns nöthig zur Verständigung schien, berührt haben, zur Gräfin Rosen zurück, die mit ihrem Gemahl, mit wenigen Ausnahmen, in Berlin verblieb, bis sie, wie uns der Anfang unserer Erzählung eröffnet, den ihr widerwärtigen Ort auf immer und ewig verließ.

IX.

Die Gräfin Rosen.

Es läßt sich über die Wahl einer Person wenig und viel sagen; aber bestimmen Nichts. Die Zukunft entschleiert die Verhältnisse und vernichtet somit vorurtheilsvolle Vorhersagungen.

Das Bewußtsein schreibt dem Menschen nach genauer Erwägung der Dinge ein Handeln zu, was von dem in die Sache Uneingeweihten für eine Ueberschreitung seiner Grenze, wohl gar oft für einen Mißgriff angesehen wird. Es mag das Einschlagen gewisser Wege, deren Ursache man weder ergrübeln noch deuteln dürfte, weil man sich einer richtigen Erkenntniß der Sachlage nicht ver-

gewissern, noch das Innere des denkenden Menschen durchschauen kann, ein Mißgriff genannt werden, aber man wird nicht leugnen können, daß gerade durch eine Reihe von Mißgriffen der menschliche Geist auf den rechten Weg gebracht und aus dem Labyrinthe der Verirrungen den endlichen Pfad findet, auf demselben fortschreitend, die Glückseligkeit seines Lebens begründet, welche er ohne seine Pläne ernstlich zu befolgen, wohl schwerlich erreicht haben würde.

Der Mensch hat die Verantwortlichkeit seiner Lage selbst zu tragen. Als ein für sich selbst bestehender Organismus, dem mehr oder weniger Geist von der Natur verliehen worden, vermag er nicht den Lauf der Dinge zu hemmen, oder gar so zu leben, daß er nie straucheln könnte. Der Mensch, ein schwaches, in den meisten Angelegenheiten sich selbst überlassenes Geschöpf, ist darum seines Glückes oder Unglückes Schmidt. Und alle die Verirrungen, wenn wir sie so bezeichnen wollen, können gleichsam eine Schule genannt werden, durch die der Mensch, um dem gedachten und

in dem Dunkel der Zukunft liegenden Ziele näher zu kommen, zu wandern nöthig gehabt hat.

Eine Nothwendigkeit erfordert meistens die andere und eine geht aus der anderen hervor; bei deren ersteren Uebergehung wir die letztere verfehlt haben würden, welche eine Bedingung zur Erreichung unseres Zieles war.

Die Glücksgöttin, jenes unbegreifliche Wesen, streut ihr Füllhorn aus, unbekümmert darum, ob das Loos des Glückes die Tugend oder das Laster erhascht — ohne Ansehung der Person — ohne Einsicht — nur zufällig.

Unterliegt der sich selbst emporhebende und der Kraft bewußte Geist, der dem inneren Drange nach Sättigung nicht widerstehen kann, seiner thätigsten Anstrengungen und qualvollsten Mühen, so mag dies als eine Prüfung, oder aber, von schwachen und geisteskranken Charakteren, als eine Strafe angesehen werden; der fähige und denkende Theil, derjenige, welcher sich die Lage jedes Einzelnen in seinem ganzen Umfange vergegenwärtigen kann, wird des Verhängnisses Bestimmung an dem durch oder ohne seine Schuld gesun-

kenen Mitmenschen bemitleiden und nach Kräften zu mildern suchen; am allerwenigsten aber sagen: sein Leben war eine Reihe ununterbrochener Mißgriffe und der Untergang die natürliche Folge. Die Herren, sagt man, seien immer klüger gewesen, wenn sie vom Rathhause kämen, als wenn sie hinaufgingen.

Und sollte die Vorsehung nicht Opfer auserlesen, um Beispiele zu statuiren?

Sollte irgendwie Einer glauben, daß er dazu nicht bestimmt sein könne?

Die Thorheit mag Gründe in Menge aufsuchen, — Gründe, welche das Gegentheil des eben Gesagten zu beweisen scheinen, aber die Wirklichkeit wird jene Scheingründe nie als wahr anerkennen.

Nina hatte gewählt und war verbunden. Mit dieser Wahl vernichtete sie das Glück ihres Lebens.

Den Charakter des Grafen Rosen haben wir bereits kennen gelernt; was seine wissenschaftliche Ausbildung anbetiaf, so stand dieselbe auf einer

sehr geringen Stufe; dennoch hatte er soviel gelernt, daß er wußte, wann er zu sprechen hatte, was immer schon viel zu bedeuten hat.

Baron Kinitz war ihm in jeder Hinsicht überlegen, und man muß sich wundern, daß er nicht dem Grafen Rosen vorgezogen wurde, der hinter seinem gräflichen Titel und einem angenehmen Aeußeren nur Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit verbarg. Graf Rosen war zur Zeit seiner Verheirathung ein schöner Mann. Das jugendliche Gesicht glich einer Rose, welche in der schönsten Blüthe steht. Ein überaus freundliches Benehmen mit den feinsten Manieren, war im Stande auch ein geistreiches Herz zu fesseln.

Die Liebe, welcher eine geistige Blindheit zugestanden wird, überschätzt die Persönlichkeit im Augenblicke der Wahl und neigt sich oft dem äußerlichen Gepränge hin. Sie gefällt sich in der Anschauung und hält so die Giftblume, welche in üppiger Schönheit die bescheidenen, aber nützlichen Pflanzen verdrängt, für ein herrliches Gewächs. —

Graf Rosen vergötterte seine Frau und

schwärmte für sie — aber einer wahren Liebe war er nicht fähig.

Die Liebe erkaltete bei der Gräfin als sie sich getäuscht sah.

Die geistreiche Frau erkannte die Gehaltlosigkeit ihres Gemahls und der vorwärtsstrebenden, dem Drange des Schaffens nachhängenden Frau, genügte der Umgang desselben bald nicht mehr.

Zwei Knaben, welche das eheliche Band zu einem scheinbar engeren verknüpfte, gebar dieselbe in den ersten drei Jahren ihrer Ehe.

Die Gräfin Rosen lebte fortan nur für die Erziehung ihrer Kinder.

Graf Rosen, dem das häusliche Glück eine große Nebensache zu sein schien, suchte in den Freuden der Welt Zerstreuung und nur selten nahm die Gräfin an solchen Vergnügungen Theil.

Wenn die Gräfin, die ihn zu beherrschen angefangen, ihm über seine Handlungsweise Vorwürfe machte und ihn zur Rede setzte, blieb er gewöhnlich Tage lang weg und ließ sie allein; er verreiste auch dann und wann, je nachdem er gelaunt war.

Baron Kinitz übernahm in solchen Fällen die Versöhnung; jedoch war die Versöhnung von Seiten des Grafen keine ernste, welche aus Ueberzeugung oder aus gutem Herzen geschieht, und nicht von der Art, daß sie dauernd sein konnte; daher der Rückfall in die alten Fehler unvermeidlich war.

Der Baron beklagte im Stillen die Frau, welche er liebte und die den Augen der Welt ihr unglückliches Loos verbarg.

Eine Liaison des Grafen, welche seine Gemahlin zufällig erfahren, brachte eine nachhaltige Trennung hervor; kurz vorher, ehe sie von einem dritten Knaben entbunden wurde.

Das Unglück wurde dadurch noch vergrößert, denn der Knabe litt an unheilbaren epileptischen Anfällen.

Jetzt zog sich die Gräfin von ihrem Gemahl, wie von allen Gesellschaften zurück und verlebte in düsterer Einsamkeit mehrere Jahre.

Die beiden ältesten Knaben waren herangewachsen und dem Cadettencorps übergeben wor-

den. Die sorgfältigste Pflege widmete sie daher ihrem unglücklichen Kinde.

Der Baron Kinitz wurde in dieser letzten Zeit ihr aufrichtigster Freund; und als derselbe sich einstmals bei der Gräfin verabschiedete, um eine Reise nach dem Süden anzutreten, beschloß die Gräfin noch vor seiner Rückkehr, Berlin auf immer zu verlassen und von ihrem Gemahl durch ein entschiedenes Auftreten nöthigenfalls sich die Abreise zu erzwingen.

Das schwarze Zimmer, welches sie selbst eingerichtet, war in der That — wie der Baron Kinitz in der Unterredung mit dem Grafen Rosen bemerkte — nur ein Abschreckungsmittel, welches bei der richtigen Erkenntniß des betreffenden Charakters den besten Erfolg hoffen ließ.

X.

Der Brief.

Baron Kinitz begab sich nach Empfangnahme des Briefes mit seinem Freunde, zu einem Spaziergang unter die Linden Berlins.

Der Baron hielt nicht lange aus; denn er konnte den Augenblick nicht erwarten, den Inhalt des empfangenen Schreibens zu erfahren. Er verabschiedete sich demnach unter dem Vorwande, daß er etwas Nöthiges zu besorgen vergessen habe und bat seinen Freund, dieß nicht übel zu nehmen. Er versprach indessen baldigst wieder zu kommen, wenn der Graf den Ort, wohin er zu gehen beabsichtige, angeben wolle.

Sie schieden; als der Baron sich weit genug entfernt glaubte, öffnete er das Schreiben und las. Der Inhalt lautete:

Berlin, denn 11. März 1850.

Mein Herr!

„Sie warben einst um meine Hand, heute werbe ich um die Ihre.

In funfzehn Jahren glaube ich die Zurücksetzung Ihrer Person gebüßt zu haben. Mein unglückliches Verhältniß ist Ihnen bekannt. Der Himmel hat mich gestraft. Sie werden mir daher verziehen haben und mir Nichts entgelten lassen.

Sagen Sie ja — und ich werde Ihnen das Weitere mittheilen.

Einer Antwort bis Ende dieses Monats unter der Chiffre: N. R. poste restante Breslau entgegensehend, empfiehlt sich Ihnen achtungsvoll die Ihnen

bekannte Unglückliche.“

Der Baron stand wie vom Blitz getroffen. Das Blatt zitterte in seinen Händen. Er wankte lautlos nach seiner Wohnung.

Die Gräfin Rosen hatte einen Tag vor ihrer Abreise diesen Brief der Post übergeben.

XI.

Der Doctor Weber.

Wir befinden uns in der Wohnung eines tiefen Denkers.

Dieser Mann ist ein Arzt und der Gründer eines neuen medizinischen Systemes; denn er war der Erste, welcher auszusprechen wagte: Die Arzenei wirkt nicht, sondern der Organismus wirkt gegen die Arznei. Er vernichtet, indem er eine Reaction im Körper annimmt, den Arzeneiwirkungsglauben und stößt somit alle vorhandenen medizinischen Systeme um.

Und er hat Recht. Der leblose Gegenstand vermag nicht zu handeln; und so wie der Stock,

als ein unnützes Möbel erscheint, hat man ihn in die Ecke gestellt, und nicht im Stande ist, dem Verdienste seinen Lohn auszutheilen, wenn das Leben des ihn regierenden Herrn nicht zu Hilfe kommt, so vermag auch die spanische Fliege nicht zu ziehen, wenn ihr ein Ort angewiesen ist, der kein Leben enthält.

Nicht der Rhabarber führt ab, sondern die betreffende Darmfläche scheidet mit Macht den ihr naturwidrigen Stoff aus. Und wenn dem Rhabarber die Kraft zugeschrieben: zu reinigen, warum wendet ihn die Menschheit nicht an als purgirendes Mittel für ihre Kloaken? Seit Hippokrates Zeiten ist der Arzeneiwirkungsglauben nur das Scheuleder gewesen, welches den Aerzten das richtige Sehen verhindert, und es ist der einzige und alleinige Hemmschuh, welcher die Arzneiwissenschaft auf einer förmlichen Richtigkeitsstufe erhalten hat. Bei einer solchen Blindheit kann man sich nicht wundern, wenn zwei Dritttheile der Menschheit von Ignoranten zum Tode gebracht werden.

Der Arzt, welcher vor uns steht, ist ein Mann

in dem Alter von einigen sechszig Jahren. Eine überhäufte Praxis hat ihm die Richtigkeit der verschiedenartigsten Heilmethoden erkennen lassen. Seit vierzig Jahren war sein Streben dahin gerichtet gewesen, die Entstehungsursachen der Krankheiten zu studiren und die leidende Menschheit auf einem naturgemäßen Wege zu behandeln.

Der Arzt ist nicht dazu da, sagte er zu sich selbst, um Kunststücke zu machen, sondern um die aus dem Gleise getretene Natur auf den rechten Weg wieder zurückzuführen. Nicht eine sich fast überstürzende Arznei, in den kranken Magen wider Willen geleitet, führt den Menschen zur Gesundheit zurück, sondern ein einziger Stoff, den ich dem Körper biete und welcher der Natur des Menschen ein gefährlicherer Gegner erscheint als der vorhandene Krankheitsstoff. Dadurch tritt ein Entwöhnungsverhältniß ein von dem eigentlichen Krankheitsstoffe, gegen welchen die Natur nicht mehr agirt. Läßt man nun den Arzeneistoff weg, so hat die Natur nicht mehr nöthig gegen diesen zu wirken und gegen den Krankheitsstoff hat sie es verlernt.

So erklärt sich die Reaction und durch diese die Zurückgewöhnung von dem abnormen in den normalen Zustand.

Derjenige Arzt, welcher hundert Mittel für eine Krankheit in seiner Vorrathskammer parat hält, beweist dadurch, daß er das Richtige nicht weiß.

Durch die vorhandenen irrigen Systeme, welche sich am Krankenbette als unpraktisch oder besser meist als unrichtig bewiesen, kam dieser nachdenkende Arzt auf die hoffentlich richtige Spur und die Arzeneiwissenschaft hat in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts endlich ihren wahren Anfang gefunden.

Auf haltbarem Grunde läßt sich ein gutes Gebäude errichten, welches seinen Bewohnern keinen unerwarteten Untergang verspricht, aber nicht auf unsicherem, den baldigen Einsturz verkündendem Grunde.

Folgen wir dem Faden unserer Erzählung.

Doctor Weber befindet sich in seinem Studirzimmer. Eine große Anzahl Briefe liegen zur

Beantwortung vor. Einer von diesen fesselt seine Aufmerksamkeit.

„Ja, sagte er," indem er einen Brief aus der Hand legte, „ich will gern helfen, aber Alles ist viel zu umständlich."

„Ich kann meinen kleinen schlesischen Ort, in welchem ich meine vollkommene Beschäftigung habe, nicht auf mehrere Tage verlassen, um einen entlegenen Kranken zu besuchen."

„Und was nützt ein Besuch! Ich muß die Krankheit erst in ihrem Verlauf eine Zeit lang beobachten; — die Entstehungsursachen kennen lernen, bevor ich handelnd auftreten kann; sonst ist auf keinen Erfolg zu rechnen."

„Und ein solch' hartnäckiges Uebel mit einem Schlage auszurotten, geht nicht an. Hier sind mehrere Radicalkuren anzuwenden."

Louise, die Tochter des Arztes, trat herein. „Du kommst wie gerufen, meine Tochter," sagte der Arzt erfreut.

„Nun, was giebts?" fragte Louise.

„Eine vornehme Dame" — begann der Arzt — „die Gräfin Nina Rosen, welche sich besuchs-

weise mit einem an epileptischen Anfällen leidenden Knaben in Breslau aufhält, hat an mich geschrieben und fordert mich auf, mein Gutachten über den Krankheitszustand ihres Sohnes abzugeben."

„Ich soll dieserhalb nach Breslau kommen, was sich unmöglich thun läßt, da ich gefährliche Patienten habe, die ich als gewissenhafter Arzt nicht verlassen darf."

Der Arzt hielt inne.

„So setze ihr in einem Briefe die Unmöglichkeit eines Besuchs auseinander und bitte sie, hierher zu kommen" — ergänzte Louise schnell.

„Das ist es eben, warum ich Dich sprechen wollte," fiel der Arzt ein. „Man hat mich der Dame empfohlen und sie will mir, wie sie schreibt, ihren Patienten, an dem alle Aerzte in Berlin und Breslau ihre Künste versucht haben, zur Heilung anvertrauen, falls ich eine Heilung für möglich hielte; — aber sie wünscht, daß dieser Knabe in die Hände einer Dame gegeben werde, die mit ihm umzugehen verstehe."

„Wenn Du Dich dieser Mühewaltung unterziehen wolltest?" —

„Frage mich nicht erst" — unterbrach ihn Louise, „Du weißt, daß ich alle meine Kräfte meinen Mitmenschen gern widme."

„Du willst also?" frug der Arzt.

Louise bejahte.

„Aber — ich sage Dir," setzte der Arzt hinzu — „der Knabe wird Dir viel — sehr viel Mühe machen; denn er ist boshaft, tückisch — jähzornig — ungezogen; — alle diese Eigenschaften stehen mit der Krankheit im genauesten Zusammenhange."

„Immerhin — das schadet Nichts; — ich werde ihn mir schon zu erziehen wissen," antwortete Louise.

„Du stellst Dir dies leichter vor, als es ist," entgegnete der Arzt.

„Vater," sagte Louise, „laß dies ganz meine Sorge sein; schreibe der Dame und ich werde dem Briefe einige Zeilen zu ihrer Beruhigung beilegen. Es ist dies eine Gefälligkeit, welche ich Jedem ohne Unterschied erweisen würde. Ich erleichtere

dieser Dame nur die Last, die sie zu tragen gezwungen ist; daher helfe ich gern."

„Nun gut. So wäre dies abgemacht," sprach der Arzt.

Louise ging. Der Arzt blieb allein.

„Ich wußte es, daß sie hierin mir zu Hilfe kommen würde," sprach er zu sich selbst und versank in ein tiefes Nachdenken, aus dem ihn ein Wagen, welcher vorfuhr, weckte.

Man brachte einen jungen Menschen in den zwanziger Jahren, welcher am Gelenkrheumatismus litt.

Der Arzt ertheilte die nöthigen Verordnungen.

XII.

Der Zufluchtsort.

Schlesien, die ergiebigste und fruchtbarste Provinz im preußischen Staate ist gleichsam als eine Schatzkammer des ganzen Königreichs zu betrachten und scheint verglichen werden zu können mit der Insel Sicilien, welche die Römer in den ältesten Zeiten ihre Schatzkammer nannten.

Das Riesengebirge mit seinen Alterthümlichkeiten und Sehenswürdigkeiten, ja sogar mit seinem Dämon, dem Berggeiste Rübezahl, dem einstigen Schrecken für Alt und Jung, enthält eben so viel romantischen als poetischen Stoff. Der erhabene Gedanke des Dichters schwingt sich in

seine Ideale und, bezaubert von dem Anblick, der sich vor ihm ausbreitet, vermag er die Gedanken seiner Seele nicht in Worte zu kleiden.

Von der Schneekoppe bis zum kleinsten Hügel hinunter findet er genug des poetischen Stoffes, den die Natur ihm darbietet — und so sammelt er — eine Welt von Gedanken in sich fühlend — mächtige, zur Wahrheit werdende Entschlüsse, gleich dem Wanderer, welcher am Krater des Aetna's bewältigt wird von dem großartigen Eindruck, den das wüthende, im Innern des Berges gährende Element, auf ihn macht.

Der geringste Hügel in Schlesien läßt bei hellem Wetter die gebirgige Riesenkette schauen, und manche winzige Stadt, welche die Bewohner der Erde unter dichten Wäldchen in ihrer Bescheidenheit entstehen ließen, liegt verborgen im Thale, von dessen üppigen Gefilden ein schlänglicher Pfad den Hügel hinan führt, wo die Jugend den Tummelplatz ihrer Spiele zu finden geglaubt hat.

Wir stehen auf einem solchen Hügel.

Unter uns erblicken wir eine kleine Stadt,

die eingeengt von dem Zusammenfluß zweier kleiner Flüsse, auf einer Insel zu liegen scheint.

Vom Fuße des Hügels führen pyramidenförmig drei Pappel-Alleen nach der Stadt. Zur Seite rechts erblicken wir, etwas entfernt von der Stadt, aber dazu gehörig, eine kleine ärmliche Kirche, einsam und allein stehend, welche den Mittelpunkt der diesseits um die Stadt liegenden Ortschaften bildet und für die Landgemeinden zur Abhaltung der kirchlichen Dienste bestimmt ist.

Links sehen wir eine Reihe Windmühlen, die ihre Flügel geschäftig drehen, und dem faulen Müller Zeit vergönnen, die Umgebung sich anzuschauen aus einer runden Oeffnung, durch die er den Kopf mit Geschicklichkeit zu stecken weiß.

In der Mitte auf dem Wege nach der Stadt steht ein großes hölzernes Gebäude mit einem nett eingerichteten Garten.

Dies Gebäude, ehemals eine Zuckersiederei, hat seine ursprüngliche Bedeutung verloren und aus der großartigen Zuckerfabrik ist eine saubere Restauration geworden.

Einzelne Pieçen dienen vornehmen Damen den Sommer hindurch als Wohnung.

Einige Wochen waren vergangen.

Des Frühlings erstes Kind, der holde Monat Mai, war wieder eingekehrt. Sein Sonnenblick bekränzte im Verein mit dem schmeichelnden sanften Winde die Triebe der Bäume mit frischem Laube.

Hinaus in die schöne Weite strömte die Menschheit und athmete die Frühlingsluft ein.

— — — — — — — — — — — — —

Der Doktor Weber, ein guter Fußgänger, forderte seine Tochter auf, mit ihm in ein nahe gelegenes Dorf zu gehen, wo er einen Patienten zu besuchen hatte; der Vorschlag wurde von Louise bei einem so schönen Tage mit Freuden angenommen. Der Weg führte bei der Zuckersiederei vorbei, die Anhöhe entlang.

„Ich möchte wissen, Vater," sagte Louise, was die Gräfin Rosen zu Deinem Briefe, in

welchem Du die Aerzte angegriffen und Deine Ansichten zu erkennen gegeben, eigentlich gesagt hat?"

„Nicht viel, denn es war für Sie Vieles unverständlich darin."

„O doch, sollte ich meinen!" —

„Das sagst Du, weil Du in den Ansichten aufgezogen und darum schon ein halber Arzt geworden bist."

„Das mag wohl sein; aber so gelehrt war er doch eigentlich nicht?!"

„Er war für den verständigen Laien berechnet. Ich bin überzeugt, daß die Gräfin mein Schreiben sogleich einem Arzte gezeigt hat, welcher ihr abgerathen haben wird."

„Du glaubst also, daß sie gar nicht kommen wird?"

„Fast glaub' ich's?"

„Unmöglich; ich halte die Gräfin, ihrem Briefe nach, für eine sehr geistreiche Frau. Sie wird ihrer eigenen Meinung Folge leisten und sich von Niemandem bestimmen lassen. Ich freute mich sehr, wenn ich ihre Bekanntschaft machen könnte!"

„Das wird wohl fehl schlagen?“

„Warum?“

„Weil die Aerzte meine Kurmethode als Charlatanerie ausschreien; sie bedenken dabei nicht, daß sie sich ihr eigenes Urtheil sprechen!“

Die Anhöhe war erreicht. Der Arzt trennte sich, um seine Visite abzumachen, während Louise sich die Gegend beschaute und dann Blumen suchte.

Als der Arzt zurückgekommen war, gingen beide nach der Stadt zurück.

Die Unterhaltung erstreckte sich jetzt auf unwesentliche Dinge.

Die Stadt war beinahe erreicht, als ein eleganter Wagen rasch des Weges daher gefahren kam.

In dem Wagen saß die Gräfin Rosen mit ihrem Knaben und der Kammerzofe Laura.

Louise warf einen Blick in den Wagen.

„Ich wette, sie ist es,“ rief Louise, als der Wagen verschwunden war.

„Ich zweifle,“ sagte ernst der bedächtige Arzt.

(Ende des ersten Bandes.)

Druck von E. H. R. Roempler in Dresden.

Koch, Wilhelm

Eine Dame von Stande Roman aus der Neuzeit. von Wilhelm Koch

Bd.: 1

Dresden 1854